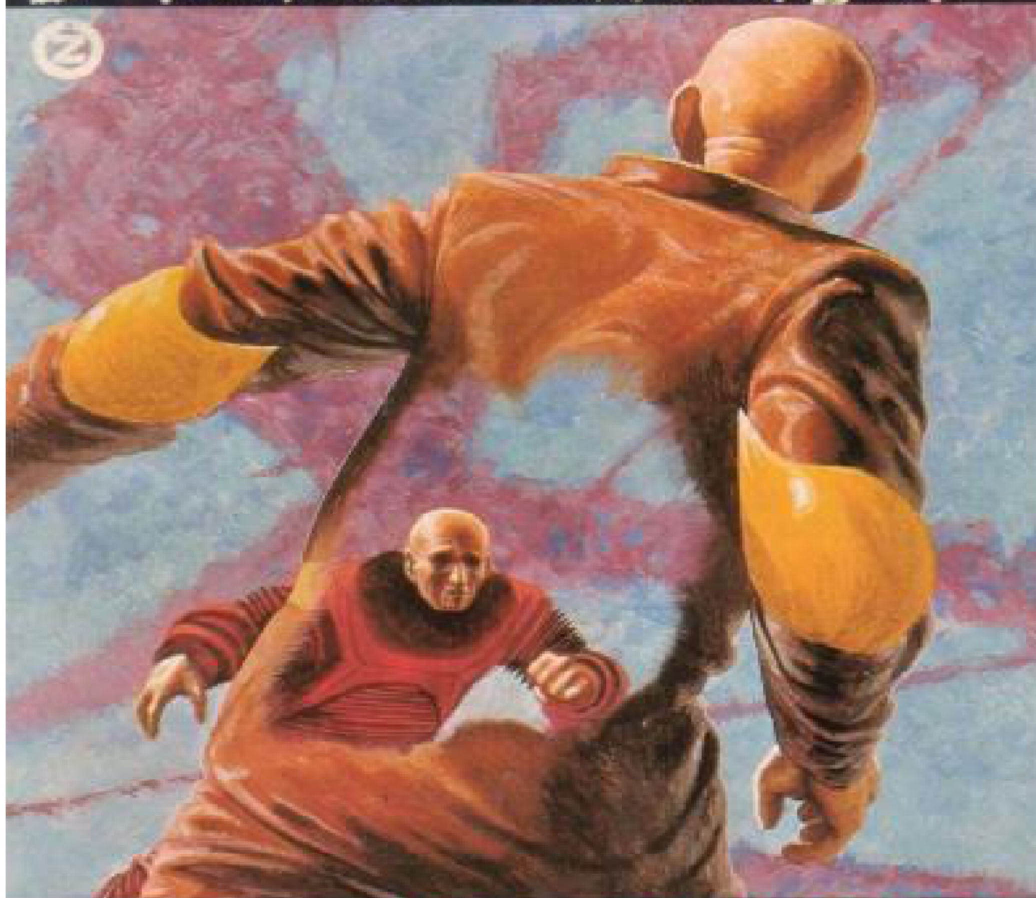
DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 10

DM 1.20

Österr. S 7.50; Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr 2.– inkl. moms
Italien L 300; Spanien Pts 28
Printed in Germany

Duell mit den Höllengeistern

Dan Shocker



Nr. 10

Duell mit den Höllengeistern

Der Mann saß vor dem offenen Kamin und starrte müde in die Flammen. Das Holz knisterte, Funken sprühten. Plötzlich zuckte er zusammen. Etwas berührte ihn, eine glühendheiße, gierige Hand.

Er sprang auf.

Eine Flammenzunge leckte über sein Gesicht.

»Aaaaaah!«

Entsetzt schlug er die Hände vor das Gesicht, um die Flammen zu löschen, die seine Wimpern und Augenbrauen versengten.

Seine Kopfhaare schmorten.

Er mußte am Kamin eingenickt sein.

Er schluckte.

Armand Moresh riß die Augen auf. Was er sah, ließ seine Nackenhaare zu Berge stehen.

Hohe Flammen schlugen aus den Holzscheiten empor und bildeten – gierige Hände, bizarre Körper – Teufelsgestalten, die der Hölle entsprungen waren. Gestalten des Satans!

Spitze Ohren und Hörner, langgezogene Gesichter und große Augen, in denen Haß funkelte. Satanisches Kichern hatte er die ganze Zeit über für das Knistern der Flammen gehalten.

Armand Moresh stand eine Sekunde wie erstarrt.

Die Flammenwand vor ihm schien sich aufzublähen. Aus drei, vier Feuerzungen entwickelten sich Oberkörper. Furchtbare Klauen griffen aus dem Kamin heraus nach ihm. Grauen und Angst schnürten ihm die Kehle zu.

Moresh warf sich herum, jagte zur Tür, riß sie auf und rannte hinaus in den langen Korridor.

Er schrie, als hetzten Furien hinter hinter ihm her…

*

Wie verrückt trommelte er gegen die Tür der Nachbarwohnung. Er klingelte.

Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Zwei, drei Minuten lang benahm er sich wie ein Wahnsinniger.

Seine Lippen zuckten, sein Blick flackerte unstet.

Er warf den Kopf hin und her, als müsse er sich vor Verfolgern sichern.

Der lange Korridor mit der hohen Decke und den Stuckfiguren in den Ecken und Nischen kam ihm fremd und bedrohlich vor.

Die Wände schienen auf ihn zuzukommen, die Luft pulste, als würde ein unsichtbares Ungeheuer atmen.

Es kam ihm vor, als wäre eine Ewigkeit seit dem unheimlichen und rätselhaften Vorkommnis vergangen. Jeder Zeitbegriff war ihm verlorengegangen.

Dann endlich Schritte. Wie aus weiter Ferne hinter einer Wattewand.

Reiß dich zusammen! redete er sich ein. Vorhin hatte er logisch gehandelt, jetzt ertappte er sich dabei, daß er sich von einer Flut angstvoller Gefühle übermannen ließ.

Er war sonst nicht furchtsam.

Aber diese Sekunden empfand er wie Stunden, sie waren eine einzige Tortur.

Da klappte die Tür.

»Monsieur Moresh?« fragte eine sympathische weibliche Stimme überrascht.

Er richtete seinen Blick auf die Gestalt, die vor ihm stand.

Schlank und attraktiv. Das war Madame Barlon. Sie war in einen farbigen Nebel eingehüllt, der sich nur langsam auflöste. Er erkannte ihre Gesichtszüge und ihre Schönheit.

»Monsieur Moresh!« sagte sie erschrocken. »Sie sind ja ganz blaß…«

»In meinem Zimmer, Madame. Ihr Mann – kann ich Ihren Mann sprechen?« Er war noch immer unfähig, sich so zu äußern, wie er es eigentlich wollte.

»Mein Mann ist nicht zu Hause«, vernahm er wieder die Stimme der schönen Frau. »Sind Sie krank? Fühlen Sie sich nicht wohl? Soll ich einen Arzt rufen?«

Die Stimme war ganz klar.

Moresh fühlte eine Hand, die nach seinem Arm griff. Angst und Beklemmung wichen. Die Nähe eines Menschen tat ihm gut.

»Was ist denn passiert?« wollte Edith Barlon wissen.

»Das Feuer… im Kamin, ich…« Er schluckte. Plötzlich war alles wieder ganz klar. Der Krampf, der ihn befallen hatte, löste sich.

Er atmete auf.

Hinter Edith Barlon tauchte ein Schatten auf.

Das war Desiree. Die einundzwanzigjährige Tochter der Barlons war ein ebenso erfreulicher Anblick wie die Mutter. Sie könnten Geschwister sein. Das gleiche lange Haar, das schwarz und wellig auf die Schultern fiel, die gleichen dunklen Augen mit den langen, seidigen Wimpern.

»Kommen Sie herein!« sagte Madame Barlon sanft. Der Anflug eines Lächelns spielte um ihre Lippen. Ihre weißen Zähne schimmerten wie Perlen.

Seine Angst war mit einem Male wie weggeblasen. Dafür empfand er eine gewisse Peinlichkeit.

Er mußte eine Art Schwächeanfall erlitten haben. Die Bilder, die er in den knisternden Flammen wahrgenommen hatte – waren sie wirklich real gewesen?

Oder hatte er alles nur geträumt?

Er wurde in die Wohnung geführt. Eine luxuriöse, geräumige Wohnung.

Diese Art Häuser fand man nur noch in der Innenstadt von Paris.

Ein angenehmes Licht verbreiteten die Stehlampen in den einzelnen Räumen, zu denen die Tür offenstand, gemütliche Lichtinseln, deren anheimelnder Schein Ruhe und Frieden vermittelte.

Armand Moresh atmete tief durch. Er hatte das Gefühl, aus der Hölle in einen paradiesischen Garten gelangt zu sein.

Man bot ihm einen Kognak an. Er goß ihn mit einem Ruck in seine Kehle.

Moresh lächelte. »Jetzt geht's mir schon wieder besser«, sagte er. Danach klang auch seine Stimme.

Er warf einen Blick zurück und sah Desiree durch den Korridor kommen. Sie hatte die Wohnungstür geschlossen.

»Vielen Dank«, murmelte Moresh.

»Dank? Wofür?« fragte Madame Barlon und neigte leicht den Kopf zur Seite. Ihre schönen schwarzen Augen waren auf ihn gerichtet. »Wir haben Ihnen einen Drink gegeben, mehr nicht. Was hat Sie so erschreckt, Monsieur Moresh?«

Der Gefragte wußte nicht, wie er auf diese Worte reagieren sollte. Die Barlons waren seine Nachbarn. Man wechselte ein Wort, wenn man sich begegnete. Verschiedentlich war es auch zu Einladungen gekommen. Man konnte den Kontakt nicht als Freundschaft bezeichnen, wohl aber als gute Nachbarschaft.

Moresh druckste ein wenig herum. Es kam ihm lächerlich vor, darüber zu sprechen. Wie schnell sich Gefühle und Vorstellungen ändern konnten!

Er deutete auf seine angesengten Augenbrauen, das verschmorte Haar auf seinem Kopf. Es war alles halb so schlimm, wie er sich in einem Spiegel vergewissern konnte.

Nach und nach kam er schließlich auf das zu sprechen, was geschehen war. »Es hört sich seltsam an, aber auch jetzt noch bin ich der Überzeugung, daß ich sie wirklich gesehen habe.«

»Gesehen? Wen?« Madame Barlon konnte sich noch immer keinen Reim darauf machen.

Moresh nannte endlich die Dinge beim Namen: »Gestalten im Feuer, Höllengestalten.«

Er sahwieder genauso erschrocken aus wie vorhin. Deutlich standen die Bilder wieder vor seinem geistigen Auge.

»Sie haben geträumt«, bemerkte Edith Barlon. »Sie sind vor dem Kamin eingenickt, Monsieur. Funken sind auf Ihre Haare gesprungen und haben sie in Brand gesetzt.«

Das hörte sich ganz plausibel an. Es deckte sich auch mit dem, was

er anfangs selbst geglaubt hatte. Aber er wußte mehr. Er hatte es schließlich gesehen.

Eine Halluzination? Wenn ja, dann bedeutete dies, daß er krank war, daß er einen Psychiater aufsuchen mußte. Nie hatte er über ernsthafte gesundheitliche Störungen zu klagen gehabt.

Die beiden Frauen waren überzeugt, daß es unmöglich sein könnte, was er gesehen haben wollte.

Er fing jetzt an, selbst zu zweifeln. Desiree studierte Physik. In das Forschungsgebiet ihres Vater, der sich mit parapsychologischen Phänomenen befaßte, hatte sie auch ein bißchen hineingeschmeckt, hielt aber nicht viel davon. Ihr war das alles zu weit hergeholt, zu wenig bewiesen. Sie glaubte nur an das, was man messen und in Zahlen ausdrücken konnte. »Man glaubte, etwas zu hören und zu sehen, was in Wirklichkeit gar nicht zu hören und zu sehen, was in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist, Monsieur. Manchmal mischen sich Traum und Wirklichkeit. Ein Traum kann eindrucksvoller als die Wirklichkeit sein. Und wenn man aufwacht, begreift man die Wirklichkeit nicht mehr.«

»Das stimmt. Aber diesmal ist es doch ganz anders. Deshalb hätte ich gern Monsieur Barlon gesprochen. Er weiß, daß man sogenannte Halluzinationen und Visionen unter Umständen als eine Art Botschaft aus einer anderen Welt deuten kann.«

Desiree seufzte. »Oh, Monsieur Moresh!« Sie fuhr sich durch das dichte Haar. »Man merkt, daß Sie in der letzten Zeit öfter mit Papa Karten gespielt haben. Das könnte aus dem Mund meines Vaters stammen. Vielleicht ist gerade das, womit Sie sich beschäftigen, die Ursache dafür, daß Sie etwas wahrgenommen haben, was Sie vielleicht gern wahrgenommen hätten.«

Moresh zuckte die Achseln. Er war verwirrt.

»Wir gehen jetzt in Ihre Wohnung, Monsieur«, schlug Madame Barlon vor. Sie hakte den Nachbarn kurzentschlossen unter. Sie war sichtlich erleichtert, daß Moresh nach dem ersten Auftauchen auf der Türschwelle nun schon wieder einen so guten Eindruck machte. »Jetzt gehen wir der Ursache Ihres Schreckens auf den Grund. Kommen Sie!«

So war sie immer. Forsch und voller Temperament.

»Jetzt wollen wir doch mal sehen, wer sich da in ihren Kamin eingenistet hat.« Desiree lief leichtfüßig durch den Flur. An der Tür warf Madame der Tochter einen schnellen Blick zu, der besagte, daß sie sich so nicht benehmen solle.

Moresh sollte nicht das Gefühl bekommen, daß man sich auf seine Kosten lustig machte.

Irgend etwas mußte da gewesen sein, daran gab es keinen Zweifel. Der Zustand, in dem der gegenüberwohnende Franzose vor ihrer Tür erschienen war, gab ihr zu denken.

Die Tür zur Wohnung Moreshs stand noch offen.

Es war düster in dem langen hohen Korridor des noblen Mietshauses, in dem nur Leute wohnten, deren Einkommen eine bestimmte Grenze überschritt.

Draußen dämmerte es. Es war ein kühler, düsterer Herbsttag.

Moresh wurde merklich unruhiger, als er die Schwelle zu seiner Wohnung passierte. Die Angst meldete wieder mit der Erinnerung an das, was eben erst geschehen war.

Desiree ging ihm einen Schritt voran, Edith Barlon blieb an seiner Seite.

»Bleiben Sie stehen, bitte!« sagte er schnell.

Er griff nach Desiree.

Er deutete auf den Widerschein des Kaminfeuers, das sich in der offenstehenden Tür lebhaft spiegelte.

Der Schein war ihm ein Fenster zu einer fremden Welt.

»Ich kann es selbst nicht verstehen«, murmelte Moresh. Er mußte sich mit Gewalt von dem flackernden Widerschein losreißen. »Es… ich weiß nicht… ich bin nicht verrückt, bitte, das dürfen Sie nicht von mir glauben. Aber ich habe das Gefühl, als sei jemand drüben im Kaminzimmer, als lauere dort irgend etwas auf mich.« Seine Augen glänzten wie im Fieber. »Ich habe die Klauen gespürt, heiß und verbrennend wie der Atem der Hölle. Die Teufelsgestalten…« Er schüttelte sich.

Man sah ihm an, daß er sich richtig dagegen sträubte, weiterzugehen.

»Ich werfe einen Blick in das Zimmer«, bot Desiree sich an. Sie schien überhaupt keine Furcht zu kennen. »Sie werden sehen, daß da gar nichts ist, Monsieur Moresh.«

Noch ehe Moresh etwas sagen konnte, machte sie schon zwei Schritte vorwärts auf die Türöffnung zu.

»Passen Sie auf!«

Desiree stand auf der Schwelle und sah sich um.

Das Feuer brannte knisternd im Kamin. Ein warmer Luftstrom traf ihr Gesicht. Die Vorhänge waren nicht geschlossen. Vom Kaminzimmer aus konnte man auf die Straße hinabblicken. Außer dem Kaminfeuer gab es keine weitere Lichtquelle im Raum.

Desiree bemerkte die angebrochene Flasche Portwein auf dem flachen Marmortisch neben dem bequemen Sessel, der mehr zum Liegen als zum Sitzen einlud. Neben der Flasche stand ein benutztes Glas, in dem Spuren des Portweins zu erkennen waren.

Das Mädchen lächelte. »Oh, Monsieur!« rief sie. »Ich glaube, da haben Sie sich und uns einen Schrecken eingejagt, der eigentlich gar nicht hätte zu sein brauchen.«

Ihre Stimme klang so frisch, so natürlich, daß Moresh sich

wunderte. Er hatte mit etwas ganz anderem gerechnet. Mit einem Schrei, einer Flucht aus dem Kaminzimmer.

Madame Barlon blickte ihn schnell an.

Desiree tauchte wieder an der Tür auf.

Sie strahlte über das ganze Gesicht. »Von wegen Feuerteufel, Monsieur Moresh! Ich hab's ja gleich gewußt, daß Sie geträumt haben…«

Er verstand überhaupt nichts mehr.

Doch dann sah er es selbst. Es gab nichts in dem Raum, das er hätte fürchten müssen.

Kopfschüttelnd stand er auf der Schwelle.

Edith Barlon atmete hörbar auf. »Jetzt fällt mir ein Stein vom Herzen. Ich war schon darauf gefaßt, Auge in Auge Ihren Teufeln gegenüberzustehen.« Sie und ihre Tochter nahmen es von der heiteren Seite. Aber Armand Moresh war nicht zum Lachen zumute.

»Ich weiß, was ich gesehen habe«, sagte er unerwartet heftig. Er entschuldigte sich sofort wieder. »Sie denken, ich habe getrunken, nicht wahr? Ein Glas Portwein, was ist das, schon! Wenn alles nur ein Traum gewesen wäre, dann schüttelt man so etwas doch gleich wieder ab, dann bleibt nicht einmal ein Unbehagen zurück. Ich fühle es aber immer noch, ich weiß… daß sie dagewesen sind.«

»Licht und Schattenspiele, Monsieur. Sie haben in die Flammen gestarrt – und sind dabei eingeschlafen.« Desiree Barlon beruhigte ihn sehr charmant.

»Ich habe nicht geschlafen, Mademoiselle.«

»Dann haben Sie mit offenen Augen geträumt.«

Moresh preßte die Lippen zusammen.

Er ging zum Fenster, stützte seine Hände auf die helle Marmorfensterbank und starrte auf die Straße hinunter.

Die Luft war feucht. Ein hauchdünner Feuchtigkeitsfilm lag auf der Straßendecke. Die Scheinwerfer der Autos und die Laternen an der Straßenecke spiegelten sich darin.

»Ich sitze jeden Abend hier«, fuhr er fort, das Gesicht noch immer bleich. »Ich liebe es, in die Flammen zu starren und meine Gedanken irgendwohin schweifen zu lassen. Aber es war nie wie heute abend. Ich habe sie gesehen. Sie waren hier. Aber ich weiß nicht, was sie von mir wollten.«

»Vielleicht sollten Sie doch mit meinem Mann über diesen rätselhaften Vorfall sprechen, Monsieur Moresh«, schlug Edith Barlon vor.

Moresh dreht sich ganz langsam um. Die Tränensäcke unter seinen Augen wirkten dunkler und tiefer, als dies gewöhnlich der Fall war.

»Ja, danke, Madame. Das möchte ich gern.«

»Kommen Sie mit uns hinüber, Monsieur! In einer halben Stunde

wird Pierre da sein. Es wird heute etwas später werden. Im Institut findet noch eine Besprechung statt. Danach will er kommen. Er muß sein Gepäck noch abholen. Er fliegt gegen dreiundzwanzig Uhr von Orly aus nach Genf.«

*

Die Nähe der anderen tat ihm gut. Hier konnte er sich unterhalten und mußte nicht dauernd an die feurigen Gestalten denken.

Sieben Uhr kam Pierre Barlon nach Hause.

Barlon war Ende vierzig, knapp zehn Jahre älter als seine Frau. Er war breitschultrig und hatte etwas von einem Playboy an sich. Er trug saloppe Kleidung, das Haar modisch geschnitten und hatte fröhliche, blaue Augen, in denen der Schalk blitzte. Er war der Typ Mann, der das Leben von der heiteren Seite nahm.

Dies schien gar nicht so sehr zu seiner Arbeit zu passen, in der er sich mit Problemen befaßte, die, über die Geburt und Tod, Übergänge darstellten in eine andere Daseinsform, in der der Geist, vom Körper losgelöst, bewußter existieren würde.

Um diese Theorie zu erhärten, führte er derzeit mit Ärzten und Professoren an verschiedenen Kliniken und Hospitälern im Lande einen Großversuch durch. Sterbende Patienten wurden befragt und intensiver beobachtet als je zuvor, besonders Herzkranke, von denen man wußte, daß sie nur noch kurze Zeit zu leben hatten. Wenn das Herz versagte, dann bemühten sich Ärzte, den Toten doch noch einmal zurückzuholen. In vielen Fällen gelang das für einige Stunden oder sogar Tage.

Diese Zeit reichte, um Fragen zu stellen. Nicht alle antworteten darauf. Viele befanden sich in einer Art Trance, als wehrten sie sich, die Wirklichkeit noch einmal bewußt aufzunehmen. Erstaunlich in diesem Zusammenhang waren die Aussagen, welche jene gemacht hatten, bei denen es gelungen war, sie noch einmal aus dem Jenseits zurückzuholen.

Fast alle hatten von einem langen Gang oder einem Tunnel oder einem Schacht gesprochen, durch den sie sich bewegt hatten. Viele waren auch auf ein fernes, magisches Licht zugegangen. Manche waren bis zum Ende dieser Allee gekommen, hatten Gestalten bemerkt, Bekannte – Eltern. Menschen, die schon lange tot waren.

Was geschah im Jenseits? Wie zeigte es sich? Existierte es wirklich? War all das, was jene Zeugen, die behaupteten, schon »einmal drüben« gewesen zu sein, nur ein Fiebertraum, Bilder, die in einem Hirn entstanden, das noch nicht ganz tot war?

Viele Fragen mußten gelöst werden.

Und mit diesen Fragenkomplexen zusammen befaßte Pierre Barlon

sich mit parapsychologischen Erscheinungen wie Telekinese und Telepathie. Er vertrat die Ansicht, daß diese Kräfte in allen Menschen schlummerten, daß aber nur die wenigsten sich ihrer »erinnerten« und sie aktivieren konnten. Woher stammten diese »Erinnerungen«?

Aus einem Leben – vor der Geburt?

Dies war eine Möglichkeit. Aber es gab auch noch eine zweite, die er für wahrscheinlicher hielt: vielleicht wurden andere, geistige, unsichtbare Mächte wirksam, die jenseits der sichtbaren Welt existierten? In einer anderen Dimension, in einer Welt, die so vielseitig war wie die sichtbare, dreidimensionale Welt?

Zu allen Zeiten und in allen Generationen gab es Berichte, die die Existenz einer solchen Welt für möglich hielten. Was in Sagen und Legenden und Märchen steckte, war nicht alles erfunden, nicht alles Phantasie. In allen steckte ein Körnchen Wahrheit. Aber diese Wahrheit erkannte man nicht. Sie war verschüttet von menschlichen Irrtümern und teuflischen Lügen. Wenn es gelang, die Spreu vom Weizen zu trennen, dann ließ sich sicher manches Überraschende finden. Gerade dies aber war die Schwierigkeit.

Alle Hinweise, egal wo immer sie auch herkamen, wurden berücksichtigt. Die Beobachtungen mußten weltweit angesetzt werden, denn das Unerklärliche war in der ganzen Welt verbreitet. Daher stand er mit Wissenschaftlern überall in der Welt in Verbindung. Fast ausschließlich handelte es sich dabei um Parapsychologen.

Er schenkte deshalb dem, was Armand Moresh von seinem Erlebnis zu erzählen wußte, große Aufmerksamkeit. Er sah sich die Wohnung und das inzwischen herabgebrannte Feuer im Kamin an, konnte aber nichts Verdächtiges feststellen.

Die Hartnäckigkeit, mit der Moresh auf seiner Meinung bestand, gab ihm allerdings zu denken. Dieser Mann wußte, wovon er sprach.

Während des Essens sprach man viel. Moresh taute auf, Pierre Barlon beobachtete ihn. Moresh war Junggeselle. Daraus konnte einer etwas machen, wenn er es verstand. Aber Moresh war meistens allein. Offenbar tat ihm die Bemutterung durch die beiden gutaussehenden Damen des Hauses sichtlich gut. Armand Moresh brauchte Gesellschaft.

Hatte er sich deshalb alles aus den Fingern gesogen, um den Kontakt mit der Familie des Psychologen zu verstärken?

Dieser Gedanke kam Pierre Barlon, aber er nahm ihn nicht ganz ernst.

Anderthalb Stunden vergingen wie im Fluge.

Moresh ging, als er merkte, daß die Barlons auch privat noch etwas zu besprechen hatten. Der Junggeselle von gegenüber wurde von Pierre Barlon in die Wohnung begleitet.

Moresh fühlte sich ruhiger, die Episode schien zu verblassen.

Pierre Barlon machte ihm den Vorschlag, seine Umgebung im Auge zu behalten. Moresh solle nach Möglichkeit eine Kamera bereitlegen und Aufnahmen machen, sollte es noch einmal zu einem ähnlichen Vorkommnis kommen.

Das Thema Feuerteufel machte nach Moreshs Abwesenheit noch einmal die Runde in Barlons Familie. Fast einhellig war man der Meinung, daß Moresh offensichtlich doch etwas tiefer ins Glas geschaut hatte, als er selbst zugab.

Dann sprach man über persönliche Dinge, über die Reise nach Genf, wo Pierre Barlon an einem Experiment teilzunehmen gedachte, das ein Kollege von ihm dort vorbereitet hatte.

Um neun Uhr verließ er das Haus. Unten wartete ein Taxi. Seine Frau und seine Tochter verabschiedeten sich noch von ihm mit einem Kuß und winkten ihm nach.

Die Sache mit Moresh war nur eine Episode gewesen, keiner dachte mehr ernsthaft daran.

Aber es sollte ein zweites Vorkommnis eintreten. Etwas, das Pierre Barlon direkt betraf und das er, als es geschah, doch nicht mit dem in Zusammenhang brachte, was Armand Moresh erlebt hatte.

Nicht im ersten Moment jedenfalls.

*

Er wartete in der Halle auf den Aufruf seiner Maschine.

Pierre Barlon blätterte in einem technischen Magazin als der Fremde auf ihn zukam.

»Monsieur Barlon?«

Der Angesprochene hob den Blick. »Ja, bitte?« fragte er verwundert. Er kannte den Mann nicht.

Der war so groß wie er, etwas schlanker, hatte ein Alltagsgesicht und sprach leise, als beabsichtige er, Barlon ein Geheimnis mitzuteilen.

In der Halle waren nur wenige Menschen.

An den nächtlichen Schaltern war wenig Betrieb.

»Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Monsieur Barlon.«

»Ich kenne Sie nicht. Mit wem habe ich die Ehre?«

Der Fremde lächelte flüchtig. »Das tut nichts zur Sache. Mein Name ist unwichtig. Ich habe einen Auftrag für Sie.«

»Sie müssen sich irren. Ich bin nicht der Mann, den Sie suchen.«

»Sie sind Monsieur Barlon, und Sie reisen nach Genf.«

»Ja.«

Barlon erhob sich. Die Begegnung wurde ihm unheimlich.

»Sie nehmen dort an einem wissenschaftlichen Versuch teil.« Es

klang nicht wie eine Frage, sondern wie eine Feststellung. »Und Sie treffen dort diesen Mann.«

Mit diesen Worten reichte ihm der Fremde eine kleine Fotografie. Barlon warf einen Blick darauf.

Es war das Brustbild eines Mannes, der ihm auf den ersten Blick sympathisch war. Der Fotografierte war breitschultrig, hatte ein markant geschnittenes Gesicht, offenbar eine Persönlichkeit.

»Tut mir leid. Ich kenne diesen Mann nicht. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Sie mich offenbar verwechseln. Wahrscheinlich gibt es einen anderen Monsieur Barlon, der auch zufällig nach Genf reist«, war die Bemerkung des Parapsychologen, während er das Bild zurückreichte. Aber der andere griff nicht danach.

»Diesen Mann werden Sie in Genf kennenlernen, Monsieur. Sein Name ist Björn Hellmark. Und Sie werden ihn töten.«

»Sie sind wahnsinnig!« stieß Barlon hervor. Er hatte schon vieles erlebt, aber das sprengte alles bisher Dagewesene.

»Sie werden ihn töten.« Der Fremde schien seiner Sache völlig sicher zu sein. »Sie werden ihm begegnen, um ein Phänomen zu erforschen. Sie müssen eine Gelegenheit finden, allein mit ihm zu sein. Das wird sich organisieren lassen, wie wir die Umstände kennen, die Sie vorfinden werden.«

Wir? Wer war wir?

Barlon ließ sich die zunehmende Unruhe nicht anmerken, die immer mehr von ihm Besitz ergriff. Er blickte sich um. Er mußte die Polizei rufen. Dieser Mann war nicht normal. Wer wußte, wozu er alles imstande war?

»Aber doch nicht die Polizei, Monsieur Barlon.«

Der Psychologe glaubte nicht richtig zu hören. Konnte der andere Gedanken lesen? Dann erklärte dies auch, wieso er so genau Bescheid wußte.

Aber es erklärte noch nicht die Fotografie, die Hellmark zeigte und die der Unbekannte ihm gegeben hatte.

»Wir werden auch so einig«, fuhr der Fremde fort. In seinen dunklen Augen glomm ein rätselhaftes Licht. »Es ist alles ganz einfach. Sie tun, was ich von Ihnen verlange, und dafür verschone ich Ihre Familie.«

»Wie meinen Sie das?« Barlons Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen.

»Ich könnte mir vorstellen, daß es Sie sehr betrüben würde, wenn Sie zum Beispiel Ihre Frau nicht mehr wiedersähen.«

»Ich…«

»Oder Ihre Tochter.« Der Fremde ließ ihn gar nicht ausreden. »Sie lieben doch beide sehr, nicht wahr?«

»Woher nehmen Sie diese Frechheit?« Barlon atmete schnell.

»Warum machen Sie ausgerechnet mir dieses Angebot?«

»Das ist einfach gesagt. Durch Sie erhoffen wir uns den größten Erfolg. Sie sind bekannt als ein Mann schneller Entschlüsse. Also, entschließen Sie sich schnell! Ihre Familie wird es Ihnen danken.«

»Was wird passieren, wenn ich mich weigere?«

»Darüber möchte ich nicht sprechen. Aber Sie werden es erleben. Wir fackeln nicht lange.«

»Sie reden immer in der Mehrzahl. Wer ist wir?«

Nur ein rätselhaftes Lächeln. Mehr nicht.

Ein Verrückter, dachte Barlon. Man mußte zum Schein auf das Geschäft eingehen.

»Aber wer wird denn so etwas tun, Monsieur Barlon!« riß ihn die Stimme seines Gegenübers in die Wirklichkeit zurück, die er als Wirklichkeit nicht wahrnehmen wollte. »Doch kein Täuschungsmanöver! Denken Sie immer daran, daß es um Ihre Familie geht. Erfüllen Sie Ihren Auftrag, und alles ist gut. Wenn nicht, treffen Sie Frau und Tochter nach Ihrer Rückkehr nicht mehr lebend an. Wir wissen jederzeit, was Sie tun und denken. Sie können uns nicht hintergehen. Überlegen Sie also gut, bevor Sie eine Dummheit begehen, die Sie nachher nicht mehr gutmachen können. Wir wissen, hören und sehen alles.«

»Wenn Sie so gut über alles Bescheid wissen, dann verstehe ich nicht, warum ausgerechnet ich ausgewählt wurde ein Verbrechen zu begehen, ein Verbrechen an einem Mann, den ich nicht kenne und der mir nichts getan hat. Wenn Sie so mächtig sind, können Sie die Angelegenheit doch selbst regeln.«

»Das läßt sich leider nicht machen. Aber das verstehen Sie nicht. Wenn es wichtig für Sie wäre, es zu wissen, würden wir Ihnen es sagen. Sie wissen, was Sie in Genf zu tun haben. Alles weitere regelt sich von selbst.«

»Das ist Erpressung«, begehrte er auf.

»Richtig«, erhielt er eiskalt zur Antwort. »Sie können abwägen, was Ihnen lieber ist: Hellmarks Leben oder das Ihrer Familie. Damit Sie nicht denken, dies alles sei nur ein makabrer Scherz und Sie könnten sich erlauben, irgendwelche Mätzchen zu machen. Schließlich könnten Ihnen plötzlich Zweifel kommen, ob auch alles so ist, wie ich Ihnen gesagt habe. Vielleicht möchten Sie Ihre Frau noch einmal anrufen? Das können Sie gern tun. Aber ich werde dafür sorgen, daß schon nach den ersten zehn Worten die Verbindung unterbrochen wird. Nur so, verstehen Sie, damit Sie merken, was wir können.«

Das gleichmäßige Grinsen des anderen ging ihm auf die Nerven.

Pierre Barlon wollte es genau wissen. Er rief zu Hause an, erkundigte sich, ob alles in Ordnung sei und sagte, daß er noch einmal anrufe, weil ihm der Kopf danach stünde.

Klack.

Da war es aus. Die Leitung war tot, noch ehe Edith Näheres erfragen konnte.

Er versuchte es insgesamt dreimal. Aber es ging nicht. Die Leitung war tot.

Bleich und nachdenklich verließ er die Telefonzelle. Ebenso nachdenklich saß er wenig später in der von ihm gebuchten Maschine. Er hielt das Bild Hellmarks in der Hand. Er wußte, daß er das tun mußte, was man von ihm verlangte. Etwas ging nicht mit rechten Dingen zu.

*

Björn Hellmark war an diesem Morgen schon früh auf den Beinen.

Er war mit Professor Walter Staußing verabredet.

Staußing war Physiker. Bei seinen Arbeiten war er auf Kraftfelder gestoßen, für die er keine Erklärung finden konnte. Er hatte neue Meßgeräte entwickelt, um mehr über die Kräfte zu erfahren, die er entdeckt hatte. Auf diese Weise war ein ganz neuer Zweig in seinem Institut entstanden, denn Staußing war der Überzeugung, Botschaften aus einer anderen Dimension, aus einer anderen Welt auf der Spur zu sein. Mit modernsten Mitteln wollte er den geheimnisvollen Absendern auf die Spur kommen.

Hellmark hatte durch Zufall von Staußings Arbeiten gehört und interessierte sich sehr dafür.

Gerade er mußte die neuen Wege beobachten, die sich ergaben, um rechtzeitig über alles unterrichtet zu sein. Jede Neuerung konnte sich von Vorteil für seine Mission erweisen.

Björn Hellmarks Leben stand unter einem besonderen Stern. Ihm war die Aufgabe zugefallen, das Eindringen bösartiger Mächte zu verhindern. Diese Mächte hatten bereits in grauer Vorzeit versucht, Herrschaft über die Menschen zu gewinnen. Viele seltsam klingende Geschichten und geheimnisvolle, noch heute vollzogene Riten, gingen darauf zurück. Es war die Zeit gewesen, als Dämonen und Drachen noch die Erde bevölkerten und den Menschen Angst und Schrecken einjagten. Heute war es wieder soweit. Die Dämonen und deren Diener holten auf Befehl von Molochos, dem obersten Schwarzen Priester und Dämonenherrscher, zum Schlag gegen die Menschheit aus.

Björn Hellmark war der einzige, der von der Gefahr wußte, die über die Welt kommen sollte. Viele tausend Hände und Köpfe arbeiteten daran, jene chaotischen Zustände wiederkehren zu lassen, die es schon einmal gegeben hatte und nur durch das beherzte und mutige Eingreifen einer alten Rasse nicht zum Sieg gekommen war.

Diese Entscheidung sollte erst jetzt, viele, viele tausend Jahre später, erfolgen. Einen ersten Einblick in das Geschehen der Vergangenheit hatte Björn bekommen, als er die versunkene unterseeische Stadt gefunden hatte.

Seit dieser Zeit versuchte er dem Geheimnisvollen und Unerklärlichen auf die Spur zu kommen wie Walter Staußing. Jeder auf seine Weise. Der Kontakt, den beide Männer miteinander gefunden hatten, konnte fruchtbar werden.

Staußings Forschungen waren so weit gediehen, daß er immer mehr mit der Welt des Unsichtbaren konfrontiert wurde.

Er, der immer nur an das geglaubt hatte, was er messen und beweisen konnte, zweifelte nun nicht mehr an dem Vorhandensein unsichtbarer Kräfte im Diesseits.

Und die Begegnung mit Hellmark hatte dieses Wissen erweitert und vertieft. Hellmark war Macabros. Der Deutsche konnte an zwei Orten gleichzeitig sein. Eine besondere Gabe ermöglichte es ihm, seinen Körper doppelt erstehen zu lassen. In geheimnisvollen Schriften war auch in der Vergangenheit hin und wieder von Menschen die Rede gewesen, von denen behauptet wurde, daß sie zur gleichen Zeit an zwei räumlich getrennt liegenden Orten gesehen worden waren.

Dieses Phänomen interessierte jeden Wissenschaftler.

Staußing hatte es kaum fassen können, als Hellmark in seinem Beisein seine ungeheuerliche Gabe unter Beweis stellte. Der Physiker wollte dieses Phänomen einem auserwählten Kreis vorstellen und hatte Hellmark darum ersucht, die Verdoppelung im Kreis dieser Männer vorzuführen. Kein Außenstehender sollte von diesem Experiment erfahren. Was heute morgen geschehen sollte, würde geheimgehalten werden. Drei Wissenschaftler nur, die parapsychischen Fähigkeiten auf der Spur waren, sollten sich ein Bild von etwas machen können, worüber sie bisher nur in Büchern gelesen hatten.

Björn machte sich in Ruhe fertig.

Während er noch im Bad hantierte, hörte er draußen eine Stimme von oben.

»Du machst einen unverschämten Krach, Björn! Da denkt man: bei diesem verflixten Wetter kann man ein bißchen länger schlafen – prompt machst du einem einen Strich durch die Rechnung.«

Hellmark grinste. Wer so schimpfte war niemand anders als Carminia Brado. Sie hielt sich oben in der Studiowohnung auf, zu der eine weitgeschwungene Treppe direkt vom Wohnzimmer im Parterre des Luxusbungalows führte.

»Ich habe die Hoffnung, daß du dich vielleicht meiner erbarmst«, rief er durch die halb offenstehende Badezimmertür nach oben. Mit seinem zerwühlten Haar sah er aus wie ein großer Junge.

»Warum sollte ich?« krähte es zurück. »Wenn du einen solchen Krach vollführst, dann vergeht einem schon die beste Laune in aller Frühe!«

»Mein Trällern unter der Dusche zeugt von Lebenslust, Schoko.« Er fuhr mit dem Kamm durch das dichte blonde Haar. »Ich kann mich daran erinnern, daß dein Krawall weitaus schlimmer ist. Ich sage nur: Staubsauger!«

Dieses Stichwort hatte es in sich.

»Oh!« Wie ein Aufschrei klang es von oben. Die Tür wurde aufgerissen, und eine Gestalt kam auf nackten Füßen herausgesprungen.

Mit bloßen Füßen huschte Carminia über den dicken Teppich, so daß ihre Schritte nicht zu hören waren. Am Körper trug sie nur ein mit schwarzen Spitzen besetztes orangefarbenes Neglige, das mehr preisgab, als es verdecken sollte.

Mit jedem Schritt, jedem Wort, das über ihre Lippen kam, verriet Carminia ihr brasilianisches Temperament.

Sie bewegte sich flink und grazil wie eine Gazelle. An ihrem wohlproportionierten Körper gab es kein Gramm Fett.

Sie schimpfte. Auf deutsch und in ihrer Heimatsprache.

Ein Außenstehender, der diese merkwürdige Auseinandersetzung gehört hätte, würde sich gefragt haben, was diese beiden Menschen eigentlich veranlaßte, unter einem Dach zu leben.

Wie ein Wasserfall sprudelten die Worte über ihre Lippen. Björn verstand zwar etwas portugiesisch, aber der Großteil dessen, was sie so sagte, ging ihm verloren. Doch er konnte sich zusammenreimen, um was es ging.

Carminia hatte die Angewohnheit, beim Staubsaugen lautstark das Radio oder den Schallplattenspieler anzudrehen. Das alles wäre weniger bedeutungsvoll gewesen, hätte sie nicht prompt dazu das Gegenteil von dem gesungen, was gerade aus dem Lautsprecher kam.

Staubsauger lief, Platten spielten, Carminia sang… ein größeres Durcheinander an Tönen konnte man selbst auf einem Rummelplatz nicht finden. Sie schimpfte noch über die ungerechte Behandlung, die ihr in diesem Haus zuteil würde, als Hellmark wie ein Blitz aus dem Badezimmer kam.

Ehe die Brasilianerin es sich versah, wurde sie von den starken Armen des Freundes umfangen und in die Höhe gehoben.

»Jetzt bist du ganz lieb und still, Hemdenmatz!« befahl Björn.

Aber die Brasilianerin dachte nicht daran. Viel allerdings kam nicht mehr über ihre Lippen. Hellmark verschloß ihren verführerischen Mund mit einem Kuß.

Carminia Brado gab komische Laute von sich, riß ihre Arme hoch und trommelte auf Hellmarks nackte Schultern.

»Mmhhmm, huummm, hmmm…«, tobte sie.

»Alle Klarheiten beseitigt, Schoko!« stellte Björn fest, als er endlich seine Lippen von den ihren löste. »Und jetzt sind wir wieder ganz fröhlich. Wir trinken gemeinsam unseren Kaffee, und dann mach ich mich auf die Socken. Du hast dann den ganzen Vormittag für dich, da kannst du Staubsaugen und singen und Radio hören, solange es dir Spaß macht.« Er wirbelte sie durch die Luft und stellte sie auf die Beine. Sie sah ihn aus großen Augen an. Dann mußten beide lachen.

*

Eine halbe Stunde später verließ er das Haus.

Mit dem Lamborghini fuhr er aus der Doppelgarage. Dort blieb ein zweiter Wagen, ein schneeweißes Sportcabriolet, das Carminia oft fuhr.

Hellmark erreichte schon nach zwanzig Minuten den verabredeten Treffpunkt.

Das Experiment sollte in der Privatwohnung Walter Staußings stattfinden.

Es war halb neun Uhr morgens.

Die Luft war trüb, über dem Genfer See wogten Nebelschleier. Ein kühler Wind ging.

Staußing wohnte in einem älteren Miethaus mit hohen Fenstern.

Die Vorhänge waren nicht zurückgezogen, als Björn in die Wohnung eingelassen wurde.

Staußing selbst öffnete.

»Willkommen in meinem Haus, Herr Hellmark. Ich freue mich, daß Sie gekommen sind.«

»Sind die Herren schon da?« erkundigte sich Hellmark, während er in der geräumigen Diele ablegte.

Dunkle, geschnitzte Möbel und kostbare Ölgemälde zeugten von Vermögen und Geschmack.

Staußing war achtundfünfzig Jahre alt. Sein Haar war fast weiß, so daß er älter wirkte, als er eigentlich war.

Der hervorragend ausgestatteten Bibliothek schloß sich ein kleines, fensterloses Studierzimmer an.

Darin war alles vorbereitet.

In der Mitte des Raumes stand eine hochbeinige Liege, die mehr einem Tisch ähnlich sah.

Um den Tisch herum, in einem angemessenen Abstand, drei einfache Eichenholzstühle.

Zwei Männer standen in dem Studierzimmer. Ein Japaner und ein Franzose.

Björn bekam die Herren vorgestellt. Es handelte sich um Dr.

Jushiro Negutse aus Tokio und Dr. Pierre Barlon aus Paris.

Beide waren jünger als Staußing.

Hellmark wurde begrüßt, und aufmerksam registrierte er die erste Neugierde.

Im Studierzimmer brannten eine Deckenleuchte und die Schreibtischlampe in der Ecke.

Staußing verschloß die Verbindungstür. Sie hielten sich nun zu viert in dem etwa zwanzig Quadratmeter großen Raum auf.

Negutse und Barlon vergewisserten sich, daß die Tür auch wirklich verschlossen war.

Der Schlüssel zur Tür wurde nun in einer Lade des Schreibtisches verschlossen.

Das Experiment war durchgesprochen. Björn wußte genau, was zu tun war. Wortlos legte er sich auf die von allen Seiten zugängliche Liege.

Alle drei Männer banden ihn mit breiten Lederriemen fest. Jeder überprüfte die Fessel des anderen. Es war unmöglich, daß Hellmark sich befreien konnte. Es war ebenso ausgeschlossen, daß eine Manipulation vorgenommen werden konnte. Die drei Männer nahmen die Aufgabe, an die sie sich herangewagt hatten, ernst.

Staußing blickte sich in der Runde um. »Was Sie jetzt zu sehen bekommen, ist einmalig, meine Herren. Ich habe Sie zu diesem Experiment eingeladen, weil ich weiß, wie sehr gerade Sie sich um Grundlagenforschung auf einem Gebiet bemühen, das in der breiten Öffentlichkeit auf Skepsis und Ablehnung stößt. Aber die Zeiten sind vorbei, in denen man übernatürliche Dinge einfach ins Reich der Phantasie und der Legende verbannen konnte. Es geht etwas um uns herum vor. Das spüren viele, aber sie können es sich nicht erklären. Es passieren Dinge, die man nicht erklären kann, die man jedoch erklären könnte, wenn man über die Ursachen informiert wäre. Herr Hellmark wird etwas tun, was unsere physikalischen Gesetze Lügen straft. Aber mehr als Worte sagt die Tat.« Er ging an den beiden stillen Gästen vorbei an den Schreibtisch, auf dem ein Tonbandgerät stand. Von diesem Gerät führte ein Kabel zu der Lampe an der Decke hinüber, die genau über der Liege hing. An der Lampe befestigt hing ein Mikrofon.

Staußing stellte das Bandgerät an, wartete, bis das magische Auge glühte, und sagte dann: »Herr Hellmark hat mir die Erlaubnis gegeben, den Vorgang zu kommentieren. Wir haben ebenfalls die Erlaubnis, unsere Reaktionen bekannt zu geben und unsere Gedanken laut auszusprechen. Fotografische Aufnahmen können wir leider nicht machen. Herr Hellmark möchte sichergehen, daß später kein Unfug mit solchen Aufnahmen getrieben wird. Sobald er darauf zu erkennen ist, bedeutet das ein gewisses Risiko, daß er erkannt wird. Herr Hellmark hat seine Gründe, sein Inkognito zu wahren. Dies geschieht

zu seinem eigenen Schutz. Wir sollten den Wunsch respektieren. Und noch etwas: Wenn wir über die Versuchsperson sprechen, sollten wir uns nach dem Einschalten des Mikrofons daran halten, nicht seinen Namen zu nennen. Wenn wir von Herrn Hellmark sprechen, bezeichnen wir ihn nur als ’Medium’.«

Er drückte die Aufnahmetaste. Von nun an würde das hochempfindliche Mikrofon jeden Laut aufzeichnen.

Staußing wollte sich umwenden, als er stutzte. »Nanu?« Er starrte auf das magische Auge. Es bewegte sich nicht. »Eins, zwei, drei…« Er begann zu zählen. Die Aussteuerung funktionierte nicht. »Mit dem Mikrofon stimmt etwas nicht.«

Er polte es um.

»Aber vorhin funktionierte es doch noch«, fuhr er verwundert fort und prüfte immer wieder sprechend die Aufnahmetätigkeit.

Björn bekam dies alles mit.

Staußing entschuldigte sich. Er holte noch einmal den Türschlüssel aus der Schreibtischschublade und zuckte bedauernd die Achseln. »Es gibt eine kleine Verzögerung«, sagte er, während er das Mikrofonkabel einrollte. »Zum Glück ist das nicht das einzige im Haus. Ich hol von draußen schnell ein neues.«

Er verließ das Studierzimmer.

Der Japaner näherte sich der Liege, beobachtete Hellmark genau. Pierre Barlon stand einen Schritt hinter dem Gast aus Tokio.

Barlons Backenmuskeln zuckten. Dieser Zwischenfall gab ihm zu denken. Aber noch immer…

Draußen krachte es, als wäre Staußing vom Stuhl gefallen.

Ein erschreckter Aufschrei hallte durch die Wohnung, ein unterdrückter Fluch.

Der Japaner warf sich herum. Er lief auf die Tür zu. Pierre Barlon wollte das gleiche im selben Augenblick tun.

Da kam es über ihn.

Alles lief ab wie ein geheimnisvoll funktionierendes Räderwerk.

Er war allein mit dem Opfer.

Er handelte wie in Trance.

Die Pistole, die er sich nach seiner Ankunft in Genf im Bahnhofsviertel besorgt hatte, lag wie durch Zauberei in seiner Hand.

Barlon trat einen schnellen Schritt vor. Die Mündung der Waffe zeigte auf die Brust des durch die Fessel zur Unbeweglichkeit verdammten Hellmark, der Zeigefinger des Täters krümmte sich.

*

Zur gleichen Zeit, einige tausend Meilen weiter östlich.

Inmitten der Inselwelt der Fidschis nahm Viti Levu, die größte

Insel, eine besondere Stellung ein.

Hier gab es die größte Stadt auf den Fidschis, hier starteten von Suva aus die ein- und zweimotorigen Maschinen zu Rundflügen über die Inselwelt, von hier aus gingen die Fischerboote zwischen den vielen hundert verstreut liegenden Inseln auf Fang.

In Suva gab es außer den Eingeborenen einige reiche, alte Engländer und eine Gruppe von fünf Forschern, die aus Norwegen und Schweden kamen.

Die Männer, mit denen Nils Anderson hierhergekommen war, hielten sich seit zwei Tagen in Suva auf, um die Vorbereitungen ihrer Expedition abzuschließen. Anderson wollte einige der Inseln geologisch untersuchen. Die Wissenschaftler, die ihn begleiteten, wollten die Entstehung vulkanischer Inseln und die Gesteinsformationen untersuchen. Auch ein Biologe befand sich in der Gruppe. Er wollte untersuchen, wann und wie die ersten pflanzlichen und tierischen Lebensformen sich in diesen Breiten entwickelt hatten und welche Rückschlüsse man daraus auf die Entstehung des Lebens auf der Erde ziehen könnte.

Die Forscher hatten diese Exkursion in diese Breiten schon vor Jahren geplant und nun endlich in die Tat umgesetzt. Sie finanzierten das gesamte Unternehmen selbst.

Den Anstoß zu den Untersuchungen hatte der Geophysiker Anderson gegeben. Er war ein schlanker Hüne, weizenblond mit blauen Augen, wie man sich einen Mann aus dem europäischen Norden vorstellte.

Zur Gruppe gehörte auch eine Frau, die Fotografin Brigitte Maren.

Die fünfundzwanzigjährige Frau war in der Welt nicht unbekannt. Mit einer Freundin hatte sie als Einundzwanzigjährige einen Trip durch Indien gemacht und von dort aus eine Fülle herrlicher Bilder mitgebracht, die so bekannte Magazine wie »Life« und »Time« veröffentlicht hatten.

Birgitte Maren fühlte sich scheinbar recht wohl als einzige Frau unter vier Männern. Zumindest sah es nicht so aus, als ob es ihr unangenehm wäre.

Sie war ein burschikoses Mädchen und trug das blonde Haar kurzgeschnitten. In den Blue Jeans, ihrer Lieblingskleidung, sah sie auf den ersten Blick wie ein junger Mann aus.

Heute hatten sie keine Zeit, den herrlichen Sonnenuntergang zu beobachten.

Letzte Hand an das Boot wurde gelegt. Eingeborene Arbeitskräfte waren ihnen behilflich.

Es war die letzte Nacht, die sie in Suva zu verbringen beabsichtigten. Bei Tagesanbruch wollten sie ablegen.

Ihr Ziel war Telu, eine kleine unbewohnte Vulkaninsel rund

fünfhundert Seemeilen weiter östlich.

Die Fidschi-Inseln waren fast wie alle Inseln in diesen Breiten vulkanischen Ursprungs. Die Erdkruste war hier besonders dünn. Es gab zahlreiche kleinere tätige Vulkane, die eine Untersuchung im Sinne von Nils Anderson lohnten.

Der Norweger wollte auf einer Insel der Lau-Gruppe, die zu den Fidschis gehörte, beginnen. Von dort aus wollte er dann tiefer in die Inselwelten von Mikronesien und Polynesien eindringen.

Er versuchte elementare Fragen zu lösen. Ob es ihm gelang, woran andere gescheitert waren, wußte er nicht. Sie hatten das Unternehmen zunächst auf rund dreißig Monate begrenzt. Das war viel Zeit oder auch wenig, es kam ganz darauf an, ob sie in Ruhe und zügig durcharbeiten konnten oder ob sie mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben würden.

Bis jetzt lief alles ganz gut.

Sie waren gesund hier angekommen, das Gepäck hatte ebenfalls unversehrt und vollzählig den Zielort erreicht und auch das erste geschäftliche Unternehmen Andersons konnte man einen Erfolg nennen. Es war ihm gelungen, einen verhältnismäßig guten Frachter zu erwerben, mit dem Güter von Viti Levu aus zu den anderen Inselchen gebracht worden waren.

Drei kleine Kajüten gab es an Bord. Es war Raum genug, wenn man sich ein wenig einschränkte. So waren die Teilnehmer an der Exkursion übereingekommen, daß zwei Kabinen jeweils zwei männlichen Mitgliedern zur Verfügung gestellt werden sollten und die dritte für Birgitta Maren vorgesehen war.

Schwierigkeiten bereitete eigentlich nur eins: eingeborene Hilfskräfte anzuheuern. Drei oder vier Hilfen hätte man ganz gut brauchen können. Es war nicht verkehrt, ortskundige, englischsprechende Eingeborene an Bord zu haben.

Sie waren im allgemeinen leicht auf Viti Levu zu haben.

Aber von einer Fahrt nach Telu wollten sie nichts wissen. Wenn der Name der kleinen, unbewohnten Insel fiel, schraken sie zurück.

»Nicht auf Telu gehen… nicht geheuer dort«, so hatte es geheißen.

Anderson und seine Begleiter hatten diese Erfahrung nicht vereinzelt gemacht. Von Telu wollte auf Viti Levu kein Mensch etwas wissen.

An diesem letzten Abend auf der Insel, nachdem sie startklar waren und noch gemeinsam ein typisches Insellokal aufsuchten, sprachen sie eingehend über die abergläubische und durch nichts zu erklärende Furcht der Eingeborenen.

Nils Anderson, Birgitta Maren, Holger Freedag, Frans Guntersen und Pril Agnov, der Biologe, versuchten die unerklärliche Angst zu ergründen. Die meisten wußten über Religion, Sitten und Gebräuche

der Inselbewohner Bescheid. Das war nicht schwierig, nicht kompliziert.

Die Eingeborenen kannten viele Götter und Dämonen. Ihr farbenreicher Katalog an Mystik war beachtlich.

Aber gegen alles gab es einen Gegenzauber, man mußte ihn nur kennen.

Irgendwie waren auch die drachenähnlichen Fabeltiere und die bizarren Dämonen zu überlisten.

Doch das, was auf Telu lauerte, war offenbar nicht zu überlisten. Davon wollte kein Mensch etwas wissen. Das Eiland ließ man links liegen, darüber sprach man am besten gar nicht.

»Dann fahren wir eben allein hin«, war Andersons Fazit. »Die Angst scheint mir ganz natürlich zu sein. Auf Telu gibt es einen tätigen Vulkan. Kein Mensch weiß, wann und wie er wieder ausbrechen wird. Aus diesem Grunde ist Telu tabu.«

Er unterbrach sich. Ein junger Eingeborener kam an ihren Tisch.

Er war sauber gekleidet und offensichtlich stolz auf das grellfarbene Buschhemd, das ihm ein amerikanischer Tourist geschenkt hatte.

Anderson erinnerte sich, den jungen Eingeborenen heute schon mehr als einmal gesehen zu haben.

Er warf einen raschen Blick in die Runde. »Gehen Sie nicht nach Telu! Lassen Sie die Finger weg – von diesem scheußlichen Ort. Der Atem der Hölle weht dort. Keiner ist jemals von dort zurückgekehrt.«

Birgitta Maren lief es bei diesen Worten eiskalt über den Rücken. Sie hatte plötzlich das Gefühl, als lauere eine ungeheure Gefahr auf sie.

*

Der Schuß krachte.

Aber die Mündung der Pistole zeigte nicht mehr auf die Brust des gefesselten Björn Hellmark. Die Waffe wurde ruckartig nach oben geschleudert.

Jemand stand im Raum. Direkt hinter Barlon.

Der Franzose gab sich einen Ruck. Er wurde festgehalten. Er kam nicht mehr dazu, sich herumzuwerfen oder dem Zugriff zu entziehen. Er schaffte es auch nicht, die Waffe nochmals abzudrücken. Ein harter Schlag, ein Ruck und die Pistole machte sich selbständig. Sie flog durch die Luft.

Barlon wurde herum gezerrt.

Vor ihm stand niemand anders als – Björn Hellmark.

Der Franzose schluckte. Er warf den Kopf herum. Auch dort lag Hellmark. Auf der Liege gefesselt, so daß er sich nicht bewegen

konnte.

Hellmark hatte seinen Doppelgänger entstehen lassen. In dem Moment, als er erkannte, was Barlon im Schilde führte, hatte er reagiert.

Schritt für Schritt wich Barlon zurück. Abwechselnd starrte er auf den gefesselten Hellmark und auf den anderen, der großgewachsen mitten im Raum stand.

Dies war Macabros, Hellmarks Doppelkörper.

Es ging Schlag auf Schlag.

Der Japaner und Walter Staußing kamen herbeigeeilt. Sie hatten den Schuß gehört.

Ratlos überblickten sie die Szene. Hellmark auf der Liege war ganz gelassen.

»Ihr Freund wollte mir das Lebenslicht ausblasen, Professor.«

Macabros kam um die Liege herum. Alle wurden Zeuge dessen, was jetzt geschah.

Rasch und gekonnt löste Macabros die Fesseln von Hellmarks Körper.

Björn richtete sich auf, schleuderte die breiten Ledergurte wie ein lästiges Überbleibsel auf den Boden.

Dann sahen sie wie Macabros durchscheinend wurde wie eine Geistererscheinung, durch die man Wand und Schreibtisch erkennen konnte.

Dann war der Doppelkörper verschwunden.

Hellmark sprang federnd von der Liege.

»Barlon«, konnte Staußing nur sagen. Sein Gesicht war ein einziges Fragezeichen.

Er starrte auf die Waffe, nach der Björn sich bückte, und richtete den Blick zur Decke, wo die Kugel ein häßliches Loch in den Verputz gerissen hatte.

»Barlon«, murmelte Staußing erneut. »Warum? Ein Mord? Ein Mord an – Björn Hellmark?«

Er stand da wie aus Stein gemeißelt. In seiner Rechten baumelte das Kabel mit dem neuen Mikrofon. Er ging zwei Schritte weiter in den Raum hinein. Er humpelte. Er schien sich draußen verletzt zu haben.

Pierre Barlon rührte sich nicht.

Dr. Jushiro Negutse hatte es die Sprache verschlagen. Daß dieses Experiment sich so entwickeln würde, hätte sich kein Mensch träumen lassen.

»Warum wollten Sie mich töten, Barlon?« fragte Hellmark ohne Schärfe.

Er blickte den verhinderten Mörder aufmerksam an, beobachtete dessen Verhalten.

Barlon zuckte die Achseln. »Ich… ich… weiß nicht«, stammelte er.

»Sie wissen nicht?« Hellmark hielt ihm die Pistole entgegen. »Die Waffe ist geladen. Sie sind mit dieser Waffe hierhergekommen, Barlon. Von Anfang an war das Attentat auf mich geplant.«

»Nein… ich weiß nicht…« Barlons Lippen zuckten. Schweiß perlte auf seiner Stirn. Zitternd fuhr er sich übers Gesicht.

»Er hat den richtigen Augenblick abgewartet«, murmelte Staußing kopfschüttelnd. »In dem Moment, da wir beide das Studierzimmer verließen, reagierte er.«

»Aber dann wäre alles nur ein Zufall, Professor«, entgegnete Björn. »Erst fiel das Mikrofon aus. Eine technische Panne. Das könnte noch stimmen. Aber nur Sie gingen hinaus. Mister Negutse war noch im Wege. Einen Zeugen konnte Monsieur Barlon sicher schlecht gebrauchen. Was ist draußen passiert, Professor?«

»Ich bin auf den Stuhl gestiegen. Auf einem Schrank steht ein Kasten, darin befinden sich verschiedene Ersatzteile und auch ein Mikrofon, das ich schon lange nicht mehr benutzt habe. Beim Hochsteigen ist der Stuhl plötzlich umgekippt. Ich weiß nicht, wieso dies passieren konnte. Ich hätte mir leicht den Fuß brechen können. Zum Glück habe ich mir nur den Knöchel angeschlagen.«

Zufall? Schicksal?

Daran glaubte Björn am allerwenigsten. »Das Ganze steckt voller Ungereimtheiten – oder Gereimtheiten, es kommt ganz darauf an, von welcher Warte aus man es betrachtet. Barlon wollte mich umbringen. Er erhielt die Gelegenheit dazu. Er war allein mit mir. Aber was wäre passiert, wenn es ihm wirklich gelungen wäre, mich zu töten? Jedermann hätte doch gewußt, daß er es gewesen ist.«

Negutse und Staußing blickten sich an.

»Er hätte es fortsetzen müssen«, murmelte Björn. »Er hätte Sie beide ebenfalls töten müssen, um auch die Zeugen zu beseitigen. Und selbst dann wäre es noch klargewesen, daß nur er der Täter sein konnte. Es wäre der Polizei nicht schwergefallen, festzustellen, wer alles hier versammelt gewesen ist. Sie sind in einem Hotel in Genf untergebracht, man hätte Sie dort verhaftet. Wäre auch dies noch schiefgegangen, hätte sich Interpol eingeschaltet, und spätestens in Paris hätte Sie doch Ihr Schicksal ereilt, Barlon. Ich verstehe dies alles nicht.«

»Ich… auch nicht… ich weiß von… nichts.«

Das war scheinbar alles, was er von sich geben konnte.

»Vielleicht ist dieser Mann gar nicht der, für den er sich ausgibt«, fuhr Björn unbeirrt fort.

»Wie meinen Sie das?« fragte Staußing.

»Es gibt jemand, dem ich tot lieber bin als lebendig. Monsieur Barlon…«

»Ja?«

Björn nahm die restlichen Kugeln aus dem Magazin, steckte sie in die Tasche und legte die leere Waffe hinter sich auf die Liege, ohne sich umzudrehen.

»Ist Ihnen der Name Molochos vertraut?« Björn achtete genau auf die Reaktion seines Gegenüber.

»Nein.« Das klang ehrlich.

Hellmark holte aus seiner Tasche ein braunes zusammengefaltetes Tuch, das Ähnlichkeit mit einem Damenstrumpf hatte.

Die geheimnisvolle Dämonenmaske, die er erbeutet hatte.

Dies war die einzig wirksame Waffe, die die Dämonen, die in seinem Leben eine so große Rolle spielten, fürchten mußten. Denn diese Maske bedeutete für sie den Tod.

Wenn Barlon nicht Barlon war, sondern…

»Ich werde die Polizei verständigen, Herr Hellmark«, sagte Staußing. »Sie soll sich um die Angelegenheit kümmern.«

Staußing wollte schon gehen. Björn hielt ihn zurück.

»Nicht die Polizei. Das ist nicht nötig. Dieser Vorfall geht uns nur ganz allein etwas an.« Mit diesen Worten stülpte er sich das braune, unscheinbare zusammengenähte Tuch über den Kopf.

Barlon schrie markerschütternd auf.

Er stand plötzlich nicht mehr einem Menschen gegenüber, sondern dem leibhaftigen Tod.

Björn Hellmarks sympathisches Aussehen hatte sich auf eine furchtbare Weise verändert.

Die Dämonenmaske ließ einen Totenschädel auf seinen Schultern entstehen.

In den tiefliegenden Augenhöhlen glomm es geheimnisvoll und bedrohlich. Die Kieferknochen bewegten sich. Der Totenschädel auf Hellmarks Schultern lebte.

Der Anblick war so erschreckend, daß Pierre Barlon die Hände vors Gesicht schlug.

Björn riß die Maske wieder vom Kopf – und hielt nichts weiter in der Hand als ein braunes Tuch, daß er wieder zusammenlegte und einsteckte.

»Was war das?« stöhnte Barlon.

»Ein kleiner Schreck, völlig ungefährlich«, antwortete Hellmark. »Schlimmer wäre es für Sie geworden, wenn Sie nicht der gewesen wären, für den Sie sich ausgeben. Dämonen können den Anblick dieser Maske nicht ertragen. Fragen Sie mich nicht, was sie darin sehen! Ich weiß es selbst nicht. Aber das, was sie in der Maske sehen, ist so gräßlich, daß sie zugrundegehen.«

Der Schreck hatte den Franzosen wieder in die Wirklichkeit zurückgeholt. Björn nutzte diese Minuten, seine Fragen abzuschießen.

Aber er kam nicht weiter.

Wieder ließ die Erinnerung Barlon im Stich.

Er wußte nicht mehr, wie er zu der Waffe gekommen war, wußte nicht mehr, daß er den Anschlag auf Hellmark gemacht hatte.

»Wir werden uns noch einmal darüber unterhalten«, sagte Björn schließlich nachdenklich. »Bitte, bleiben Sie noch einen oder zwei Tage länger in Genf! Ich werde den Vorgang nicht der Polizei melden. Ich möchte aber noch einmal mit Ihnen darüber sprechen. Und noch etwas, Monsieur Barlon: Sollte Ihnen in der Zwischenzeit etwas einfallen, sollte Ihnen bewußt werden, daß da doch etwas gewesen ist, was Sie zunächst nicht für so wichtig hielten, dann rufen Sie mich bitte an. Ich habe das dumpfe Gefühl, daß wir uns auf jeden Fall noch einmal wiedersehen. Dann hoffentlich unter erfreulicheren Voraussetzungen als das erstemal…«

*

Während der Fahrt nach Hause beschäftigte ihn dieses mysteriöse Geschehen.

Er wußte, daß Barlon genauso gefährdet war wie er. Als er dem Franzosen vorschlug, in Genf zu bleiben, tat er dies in erster Linie deshalb, um die Gelegenheit zu haben, Barlon zu beobachten. Mit wem traf er sich? Wohin begab er sich? Wurde er in Abhängigkeit gehalten?

Viele Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Der Angriff auf sein Leben war mißlungen. Es konnte zu einer Wiederholung kommen. Die Schwarzen Priester, an ihrer Spitze Molochos, der Herr der Dämonen, gaben keine Ruhe. Hellmark wußte zuviel über sie.

Björn mußte unbedingt herausfinden, was geschehen war, ehe Barlon in Genf eintraf.

Der junge Deutsche fuhr zum Genfer See zurück, ließ den orangefarbenen Wagen vor der Umzäunung stehen und betrat den Bungalow.

Carminia Brado hantierte in der Küche. Die Brasilianerin war ein Quecksilber, sie hatte immer etwas zu tun.

Es duftete verführerisch nach fremdartigen Gewürzen, die sie zum Teil aus ihrer Heimat kommen ließ, weil sie sie selbst in Spezialgeschäften in diesem Lande hier nicht so bekam, wie sie gern wollte.

Carminia hatte zwei leidenschaftliche Hobbys: die Tänze ihres Landes und scharfgewürzte Speisen, die nicht jedermanns Sache waren.

»Was braust du wieder in deiner Hexenküche zusammen?« fragte Björn von der Tür her.

Carminia drehte ihm das hübsche Gesicht zu. Sie trug einen superkurzen Rock, dazu eine buntgemusterte Bluse mit aufbauschenden Ärmeln. »Laß dich überraschen, Björn! Apropos Überraschung: Ich glaube Rani hat dir etwas Wichtiges mitzuteilen. Er wartet oben auf dich.«

»Er ist nicht wieder zurückgekehrt?«

»Nein.«

Dann allerdings mußte es etwas sehr Wichtiges sein.

Rani Mahay, der Koloß aus Bhutan, der zu einem wirklichen Freund Hellmarks geworden war, hielt sich derzeit meistens auf Marlos auf.

Marlos war die geheimnisvolle Insel, die in der Clarion-Graben-Zone zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln auf rätselhafte Weise aus dem Meer aufgestiegen war. Es war eine große und noch unerforschte Insel, eine Insel, Hellmarks Erbe. Hier gab es die Geister-Höhle, ein mystisches Heiligtum, in das er selbst einmal eingehen sollte.

Marlos war Teil einer unsichtbaren Wirklichkeit, das bedeutet, daß diese Insel weder vom Flugzeug noch von einem vorbeifahrenden Schiff gesichtet werden konnte. Nur aus allernächster Nähe war dies möglich.

Mit dieser Insel hatte Hellmark viel vor. Er war auf der Suche nach Menschen, in deren Adern das Blut der alten Rasse von Xantilon floß. In der ganzen Welt lebten sie verstreut und sie waren den Angriffen und Manipulationen der Dämonen ausgesetzt, denn von diesen Menschen, die sich äußerlich nicht im geringsten von anderen unterschieden, war eine Erneuerung, eine Veränderung auf dieser Erde zu erwarten. Eine neue Generation sollte durch Hellmarks Aktivität aufmerksam gemacht werden, daß unsichtbare Mächte zum großen Schlag ausholen wollten.

Marlos sollte zunächst eine Stätte sein, wo diese besonders Gefährdeten und Bedrängten eine Heimat finden konnten, denn die unsichtbare Insel blieb unerreichbar für alles Böse, das von Molochos und seinen Dienern ausging.

Im Moment war Rani Mahay der einzige, der oft auf Marlos weilte. Er – und Chitra, die zahme Tigerin, die er aus Indien geholt hatte, als er die Raubtiergruppe, mit der er immer aufgetreten war, auflöste.

Auf Marlos entstanden durch Mahays geschickte Hände kleine Holzhäuser, deren Dächer aus Palmblättern bestanden.

Diese Häuser sollten die ersten Unterkünfte sein für diejenigen, die auf Marlos leben wollten und leben würden.

Marlos lag zwar auf der anderen Seite der Erde, aber nur der Bruchteil einer Sekunde genügte, um von hier, von Hellmarks Haus aus, nach drüben zu gelangen. Der magische Spiegel, der das Tor

zwischen den Dimensionen bildete, ließ Raum und Zeit auf ein Minimum zusammenschrumpfen.

Hellmark sagte noch, daß er gleich wiederkomme, um einen Blick in den Kochtopf zu werfen, und eilte die Treppenstufen nach oben. Hier in einem der Gästezimmer hielt Mahay sich auf.

Der Inder, ein Koloß von einem Mann, zwei Meter groß, glatzköpfig und sympathisch, saß im Zimmer an einem Tisch, auf dem er eine kopfgroße Kristallkugel stehen hatte, die in einem geheimnisvollen Licht schimmerte. Das Licht kam aus dem Innern der Kugel. In dieser magischen Kugel, die Mahay von einem buddhistisch-lamaistischen Mönch als Geschenk erhalten hatte, war für Mahays Augen zum ersten Mal die Gestalt Björn Hellmarks erschienen.

Die Kugel zeigte zukünftige Ereignisse auf.

Der Inder hob den Blick, als Björn eintrat.

»Du hast auch schon fröhlicher ausgesehen«, meinte Hellmark.

Der Mann mit der bronzefarbenen Haut verzog keine Miene.

»Komm!« Rani winkte ihn mit einer Kopfbewegung heran. »Sieh dir das hier an!«

Im Zimmer war es dämmrig. Alle Vorhänge waren vorgezogen, um die Bilder im Innern der geheimnisvoll strahlenden Kugel klarer zu erkennen.

Hellmark stellte sich neben den indischen Freund.

In goldfarbenen und rosa Lichtkränzen zeigte sich ein Bild, das weder von einer Kamera aufgenommen worden war und das kein Projektor projizierte und kein Fernsehsender abstrahlte. Und doch war es vorhanden. Der magische Kristall empfing Signale und Strömungen durch andere, bisher noch nicht erforschte Kräfte.

Björn erblickte eine ferne, unwirtliche Landschaft.

Dunkle, bizarre Berge, abgeflacht, glatt. Vulkangestein. Tiefliegende Krater, mehrere nebeneinander. In einem tiefen Schlund brodelte und kochte es. Ein feuerroter Schein flammte auf.

Aus Rissen und Spalten brach sich glutflüssiges Gestein Bahn.

Flammenzungen leckten darüber hin.

Aber es waren keine normalen Flammen. Sie bildeten züngelnde Körper, lange, spitze Gesichter mit großen glühenden Augen, Teufelsgesichter.

Aus den Flammen wuchsen lange Klauen, die Feuer warfen.

Das Bild kippte um.

Etwas völlig anderes, das in keinem Zusammenhang mit der ersten Szene zu stehen schien, erstand aus dem Nichts.

Aus dunkelblauem Nebel, der sich langsam lichtete, trat eine Gestalt. Das war eine verkleinerte Ausgabe von Rani Mahay.

Das Bild wurde vollkommen klar.

Mahay in der Kugel blickte sich gehetzt um, als wäre ihm jemand

auf den Fersen.
Eine zweite Gestalt tauchte auf.
Ebenfalls – Rani Mahay!
Die beiden Männer, die sich wie ein Ei dem anderen glichen, gingen aufeinander zu. Sie standen, sich einen Moment lang feindlich musternd, gegenüber. Dann begann ein harter und ausgeglichener Kampf. Keiner unterlag, keiner gewann. Dies war der erste Eindruck. Aber dann erkannte Björn doch den Unterschied: in die dunklen Augen des einen trat Angst, Todesangst. Einer dieser Rani Mahays hatte Todesangst!
»Was hat das zu bedeuten?« murmelte der Koloß von Bhutan. »Weshalb sehe ich mich doppelt, Björn? Was hat der Kampf zu bedeuten?«
Hellmark antwortete noch nicht.
Er beobachtete.
»Zwei Mahays?« murmelte er. »Das heißt, daß einer nicht der Echte sein kann.«
Diese Folgerung war logisch.
»Aber welcher?« rätselte Rani.
Hellmark wußte, daß das, was die Kugel aufzeigte, irgendwann mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Die Ereignisse, die hier sichtbar wurden, sollten aufmerksam machen, mahnen, warnen. Aber die Bilder ließen sich nicht immer eindeutig analysieren. Es war eine Bildersprache, die man enträtseln mußte.
Mahay begriff sonst die Dinge. Aber diesmal mußte er passen.
Da geschah etwas Unheimliches.
Beide Mahays in der Kugel standen sich wieder gegenüber. Aus dem sie umgebenden Dunkel grellte ein Blitz.
Der traf den einen.
Es war der, der stark und ausgeruht aussah, während der andere einen erschöpften Eindruck machte.
Der Getroffene warf entsetzt die Arme in die Höhe und brach zusammen.
Der andere zeigte eine satanische Zufriedenheit. Er streckte sich, die Erschöpfung wich von ihm, als hätte es sie nie gegeben.
Und dann entstand ein großes Loch in der Mitte seines Körpers. Die zweite Gestalt von Rani Mahay war in Auflösung begriffen.
Heftig wogten die dunklen Nebel im Hintergrund.
Die sich noch bewegende Gestalt wurde zu einer Flamme – und die Flamme zu einer teuflischen Gestalt ohne Unterkörper, der die Beine fehlten und die klauenartige Feuerhände hatte.
Dann brach das Bild zusammen.
Björn und Rani sahen sich an. Sie waren beide sehr nachdenklich. Keiner konnte sich einen Reim darauf machen.

»Nichts geschieht ohne Bedeutung«, murmelte Rani Mahay. Björn hatte den Mann aus Bhutan noch nie so ernst gesehen. »Da kommt etwas auf uns zu, das ich nicht erklären kann. Die furchtbare Landschaft, die glutflüssige Lava… die Doppelgestalten, die miteinander kämpfen.«

Björn preßte die Lippen zusammen. »Wir sollten auf der Hut sein«, sagte er leise. »Sag Carminia nichts davon! Mach ein anderes Gesicht, wenn wir jetzt hinuntergehen. Ich nehme doch an, daß du nicht gleich wieder nach Marlos zurückkehren willst.«

»Eigentlich hatte ich das vor.«

»Sie hat was zum Essen da, etwas Neues. Gerochen hat es gut. Wenn es auch so schmeckt.«

Sie plauderten fröhlich miteinander. Man sah ihnen nicht an, daß ihre Gedanken eigentlich ganz woanders weilten.

Große Dinge warfen ihre Schatten voraus. Björn wußte, daß diese Schatten ihn bereits gestreift hatten.

*

Der Franzose fühlte sich bedrückt, als er in das Hotel zurückkehrte und dort sofort sein Zimmer aufsuchte.

Er blieb dort bis zum Mittagessen, wartete ab, bis er telefonisch davon verständigt wurde, daß das Gespräch, das er sofort nach seiner Rückkehr angemeldet hatte, zustandegekommen war.

Die Verbindung nach Paris stand.

Er hielt den Hörer in der Hand und vernahm die vertrauten Stimmen.

Edith und Desiree, die beiden Menschen, die er am meisten liebte, waren unversehrt.

»Deine Stimme klingt besorgt?« wunderte sich seine Frau. »Irgendwelchen Ärger gehabt?«

»Nein. Ein bißchen anstrengend ist das Ganze schon, mehr nicht. Ist – irgend etwas Besonderes bei euch?«

»Nein, hier geht alles seinen Gang, Cheri… Warum fragst du?«

»Nur so…«

Aber es war nicht »nur so«. Er sah das Alltagsgesicht des Fremden vor sich. Der Mann auf dem Flughafen Orly. Er hatte erreicht, daß Barlon einen Mordanschlag auf einen Menschen unternommen hatte. Aber dieser Anschlag war mißlungen.

»Ich habe so ein komisches Gefühl«, sagte Barlon in die Muschel. »Bleibt zu Hause! Macht niemandem auf!«

»Aber Pierre! Ich kenne dich ja nicht wieder.« Edith Barlon lachte.

»Es ist nicht zum Lachen, Edith.« Er schluckte. »Es passieren die unmöglichsten Dinge. Hier in Genf wurde gestern abend eine Frau

ermordet. In ihrer Wohnung. Sie hatte die Tür einem Fremden geöffnet, der sie einfach niedergeschossen hat«, sog er sich einfach aus den Fingern.

Edith und Desiree sollten nicht merken, daß eigentlich alles ganz anders war.

*

Oder ahnten sie doch etwas?

Als sich der Tag seinem Ende zuneigte, kam es zu einer merkwürdigen Aktivität in der Wohnung von Pierre Barlon.

Es fing eigentlich an mit der Rückkehr von Desiree Barlon. Sie hatte sich fast den ganzen Tag über in der Stadt aufgehalten, hatte Einkäufe gemacht und war mit Freunden zusammengekommen.

Sie trug einen eleganten grauen Mantel mit Nerzkragen.

Desiree Barlon sah darin aus wie eine Prinzessin. Sie wußte, was ihr stand, was ihren Typ unterstrich.

Während sie ablegte, nahm ihre Mutter die Einkaufstasche auf und brachte sie ins Zimmer.

»Es ist scheußlich kalt draußen«, sagte Desiree, als sie in das geräumige Wohnzimmer kam. Auch hier gab es einen offenen Kamin. Aber der brannte nicht. »Man meint, es wäre schon Winter.«

Sie rieb sich fröstelnd die schlanken Hände.

Sie packten gemeinsam die Tasche aus. Edith Barlon bewunderte wieder den guten Geschmack ihrer Tochter. Sie hatte sich zwei entzückende Pullis gekauft, die in Farbe und Modell genau zu ihrem Typ paßten.

Draußen dunkelte es bereits. Sie mußten die Lichter anschalten.

Beim Wegpacken der Dinge meinte Desiree unvermittelt: »Wie sieht es aus?«

»Nicht gut«, antwortete Edith Barlon, den Blick ihrer Tochter erwidernd. »Ich glaube, wir müssen noch etwas unternehmen.«

»Hat Vater sich gemeldet?«

»Ja. Aber es ist schiefgegangen.«

Edith Barlon ging durch das Zimmer; verließ es, blieb draußen im Korridor einen kurzen Augenblick vor dem hohen Spiegel stehen und musterte sich mit einem stillen Lächeln. Sie sah gut aus. Sie schien nicht älter zu werden. Im Gegenteil: von Tag zu Tag jünger. Ihre Bekannten und Freunde sagten ihr das sogar. Und es klang neidisch.

Wie sie das nur machte?!

Pflege und Ruhe allein machten das nicht. Etwas anderes kam hinzu. Aber das war ihr Geheimnis. Und das der verführerisch schönen Desiree.

Das Kleid, das Edith Barlon trug, betonte ihre jugendliche Figur. Es

war durchgeknöpft, und sie fing an, von oben her einen Knopf nach dem anderen zu öffnen. Ihr makelloses Dekollete lag frei, ihr Busen, der von einem dunklen Halter gestützt wurde.

Auch hier keine welke Haut. Glatt und jugendlich. Wie schön es war, sich Jugend zu erhalten, ging es ihr durch den Sinn.

Desiree tauchte wie ein Schatten, wie ein Ebenbild hinter der gutaussehenden Mutter auf.

»Versuchen wir es wieder?« fragte sie. In ihrer vollen, dunklen Stimme lag ein Hauch von Erregung.

»Ja, wir müssen.«

Edith Barlon wandte sich ab und ging zum anderen Ende des Korridors. Hier machte der Flur einen Knick. Hier stand ein schwerer alter Schrank, vor den ein Vorhang gespannt war.

Links vor dem Schrank befand sich die Tür zur Gästetoilette.

Edith Barlon zog den Vorhang zur Seite. Wortlos begannen die beiden Frauen, den verhältnismäßig schweren Schrank ein wenig auf die Seite zu schieben, so daß zwischen Schrank und Wand genügend Zwischenraum entstand, um dahinter gehen zu können.

Hier hinten existierte eine hohe, dunkelbraune Tür. Lange Zeit war sie mit Brettern vernagelt gewesen. Doch dann hatten Edith und Desiree Barlon begonnen, ein Brett nach dem anderen abzulösen, um herauszufinden, was es dahinter gäbe. Sie wußten, daß auf der Etage, auf der sie wohnten, seit Jahren eine Wohnung freistand. Der Hauseigentümer war scheinbar nicht daran interessiert, diese Wohnung wieder zu vermieten. Aber er selbst nutzte sie auch nicht. Diese mysteriöse Konstellation hatte die Neugierde der beiden Frauen angestachelt.

Die Wohnung lag genau neben der Barlons. Schon während des Einzugs hatten sie erkannt, daß hinter der mit Tapete überklebten Holzwand eine Verbindungstür zu der ungenutzten Wohnung lag.

Eines Tages waren sie durch diese Tür gegangen und hatten sich drüben umgesehen. Dabei waren sie auf ein Geheimnis gestoßen, das nur ihnen bekannt war und von dem Pierre Barlon bis zur Stunde nicht einmal etwas ahnte.

Edith Barlon war als erste um den Schrank herumgegangen. Sie öffnete die Tür. Dahinter fand sie eine zweite Tür, die verriegelt war. Den Frauen war es gelungen, die Schlösser abzuschrauben und die Türen zu öffnen.

Das lag nun ein gutes Jahr zurück. Seit dieser Zeit suchten sie fast regelmäßig die dunkle und stille Wohnung hinter dem Schrank auf.

Edith Barlon betrat zuerst die fremde Wohnung hinter der Doppeltür. Desiree folgte nach. Auch hier brannten Tag und Nacht die Heizungen. Edith und Desiree Barlon hatten sie angestellt.

Bis auf wenige, mit grauen, verstaubten Laken zugedeckte

Möbelstücke waren die vier Räume leer. Die Bilder an den Wänden waren auch verhangen gewesen. Doch die beiden Frauen hatten die Tücher abgenommen.

Die Szenen auf den großen Gemälden waren in düsteren, geheimnisvollen Farben gemalt. Die ehemalige Bewohnerin schien eine Schwäche für schwermütige Landschaften gehabt zu haben, ebenso für phantastische Darstellungen, wo seltsame Fabeltiere in einer solchen Vielfalt und einem derartigen Formenreichtum vorkamen, daß man sich aufs Detail konzentrieren mußte, um sich in diesem Durcheinander von Farben und Formen nicht zu verlieren.

Die normalen Wohnräume aber interessierten Edith und Desiree Barlon nicht.

Es gab ein Zimmer, das sie mit magischer Gewalt anzog.

Dieser Raum war vom Wohnzimmer irgendwann einmal abgetrennt worden. Er war über eine breite Eichentür zu erreichen, die mit kostbaren Schnitzereien versehen war, die wiederum Figuren einer fremden, phantastischen und unheimlichen Welt darstellten.

Hier hinten war es am dunkelsten in der ganzen Wohnung.

Tag für Tag waren die schweren Samtvorhänge, die dunkelrot waren wie Blut, zugezogen. Kaum fiel Tageslicht in diese Wohnung. Und jetzt, da draußen die Straßenlaternen angingen, schimmerte der Schein nur schwach durch die winzigen Ritzen. Die Vorhänge selbst waren so dicht und so schwer, als seien sie für die Ewigkeit gemacht.

Edith und Desiree Barlon waren am Ziel.

Hier in dem geheimnisvollen Raum stand ein schmaler Tisch, der mit einem überlangen weißen Samtlaken abgedeckt war, so daß er aussah wie ein Altar.

An allen vier Enden waren Kerzenständer befestigt, darin standen glutrote Kerzen, fast alle zur Hälfte herabgebrannt. Der Geruch von Kerzenwachs hing noch im Raum und ließ darauf schließen, daß es noch gar nicht so lange her war, seitdem die Kerzen zum letzten Mal angezündet waren.

Desiree zündete eine Kerze nach der anderen an. Wortlos arbeiteten Mutter und Tochter Hand in Hand.

An der Wand vor dem Fußende des Altartisches stand eine schmale Vitrine mit länglichen Schubladen. In einer dieser Schubladen hatten sie auch Seiten aus einem alten Buch gefunden. Durch diese Zeilen, Übersetzungen aus einer alten, heute nicht mehr bekannten Sprache, hatten sie Einblick in das gewonnen, was hier lange Zeit zelebriert worden war, als Madame Lucienne, die Mieterin der Wohnung, noch am Leben war.

In der obersten Schublade lagen Ketten und Armbänder. Edith Barlon nahm sie heraus. Wie kleine Knöchelchen klapperte es in ihrer Hand.

Sie legten die Requisiten auf die Vitrine. Dann begannen beide Frauen sich auszuziehen. Die Kleider, die Unterwäsche ließen sie einfach zu Boden fallen, wo sie gerade standen. Sanft schimmerte das Kerzenlicht auf den nackten, makellosen Körpern.

Edith Barlon nahm die Ketten herunter.

Eine legte sie um ihren Hals. Kleine, knöcherne Gebisse waren dicht an dicht aufgereiht, Gebisse von Fledermäusen.

Die Kette, die Desiree sich umhängte, bestand aus den Schädeln von Fledermäusen. An der dunklen, gedrehten Schnur hingen drei besonders groß ausgebildete Schädel. Flach und breit lagen sie auf ihrer warmen, samtenen Haut.

Die beiden Frauen legten auch Armbänder an, die aus herausgebrochenen Zähnchen und kleinen bestimmten Knochen bestanden.

Wortlos näherte Edith und Desiree Barlon sich dem Altartisch, Desiree dem Kopfende, Edith ihr gegenüber.

Die beiden unbekleideten Frauen streckten sich die Hände entgegen, faßten über Kreuz ihre Hände und richteten den Blick aufwärts.

Die Mitte des Altars stand genau unter dem dunklen Kreis, der oben an die Decke gezeichnet war und wie ein geschlossenes Auge aussah, das von geheimnisvollen Zeichen und Symbolen umgeben war.

Ein schwacher Händedruck, den Mutter und Tochter austauschten, war das Zeichen.

Zur gleichen Zeit fingen sie an zu sprechen.

»Nicht Wasser, nein Blut, wir geben's. Komm, prüf unser'n Mut!«

Die stille Luft rundum schien sich zu verändern und dichter zu werden.

Die nackten Körper der Frauen spannten sich. Ihre Finger schoben sich ineinander wie die Zahnräder einer Mechanik.

Sie dachten nur das Eine, wollten nur das Eine, waren in diesen Sekunden der magischen Beschwörung eins. Ihre Herzen pochten im gleichen Rhythmus. Dreimal sagten sie im gleichen Tonfall die Formel. Immer lauter, immer drängender, überzeugender.

Da öffnete sich das Auge über ihnen.

Grelle, rote und gelbe Schatten huschten darüber hinweg. Rundum ein Flammenkranz, Flammen schossen von allen Seiten in das Zentrum des Kreises.

Gestalten formten sich aus Licht und Schatten. Flammende Zungen bildeten Gestalten, wie die, welche Armand Moresh in seinem Kamin gesehen hatte.

Aber der Eindruck war nur flüchtig.

Eine Hitzewelle traf die glühenden Gesichter von Edith und Desiree Barlon. Sie spürten den Hauch des anderen, den Hauch dessen, den sie

gerufen hatten und dessen Namen sie nicht kannten.

Die Stimme kam aus dem Nichts. Sie war fordernd und unmenschlich. Hier berührten sich die Pole zweier Welten, einer diesseitigen und einer jenseitigen, dämonischen.

Satan selbst schien zu ihnen zu sprechen.

»Nicht Wasser – nein, Blut! Ich fordere es!«

Die Worte füllten den Raum, verklangen nur langsam und gingen unter in einem vielstimmigen, kichernden Wispern, das von überall herkam.

Das Licht der Kerzen überflackerte ihre Leiber.

Die Gesichter der schönen Frauen wirkten wie leblose Masken. Nur die Augen lebten, in denen ein wildes, verzehrendes Licht flackerte.

Sie hatten die geheimen Mächte gerufen. Nicht das erste Mal. Edith und Desiree Barlon hatten Erfahrung. Sie wußten, was sie fordern konnten, und sie wußten auch, was sie erwartete.

Sie hatten Bedingungen zu erfüllen.

Nun kam die Forderung.

Es war wie eine Art Rache.

Etwas war schiefgegangen, etwas, das durch ihr eigenes Wirken eingeleitet worden war. Pierre Barlon sollte als Werkzeug benutzt werden. Das hatten Edith und Desiree gewußt. Aber das Erwartete war nicht erfüllt worden.

Nun kam die Forderung nach Blut.

»Wir bringen es dir«, gelobten beide gleichzeitig.

Ihre Blicke trafen sich. Das flammende Zeichen über ihnen erlosch. Dunkel und pulsierend wölbte sich der schwarze Kreis über ihnen.

Edith und Desiree waren im Gleichklang ihrer Gedanken, ihrer Wünsche und ihres Wollens.

*

Armand Moresh wich Schritt für Schritt zurück.

Da waren sie wieder, die unheimlichen Gestalten im Kaminfeuer.

Mechanisch betätigte er den Auslöser der Kamera und rannte nach draußen, während die kichernden Gestalten mit langen, glühenden Klauen nach ihm griffen.

Diesmal hatte er keinen Schluck getrunken, diesmal war er nicht eingeschlafen. Er hatte vor dem Kamin gesessen, wie immer abends zur gleichen Zeit, und gewartet, daß sich etwas ereignen würde.

Und das Erwartete war eingetreten.

Es war auf Film gebannt. Er hatte gleich den Anfang festgehalten. Aber er war keine Sekunde länger als nötig in dem Kaminzimmer geblieben. Keine zehn Pferde konnten ihn halten.

Wie ein Blitz jagte er durch die Tür, hinaus auf den Korridor,

hinüber zur Wohnungstür der Barlons.

Es war abgesprochen, daß er sich sofort melden sollte, wenn das Unheimliche wieder eintraf.

Düster war der Hausflur. Genau wie gestern abend. Nur, jetzt kam ihm alles noch unheimlicher vor. Weil das Geschehen sich wiederholt hatte.

Schon lag seine Hand auf dem Klingelknopf, als er merkte, daß die Wohnungstür der Barlons nicht geschlossen war.

Er klopfte an.

Niemand meldete sich.

Da trat er kurz entschlossen ein. Wie einen Fremdkörper hielt er die Kamera in der Hand. Sie brannte wie glühende Kohle. Hier war der Beweis festgehalten. Jetzt ließ sich eindeutig erklären, daß er nicht verrückt war.

»Madame? Mademoiselle?« rief er aufgeregt.

Jemand mußte zu Hause sein.

Aus Erfahrung wußte er, daß die Barlons nur sehr selten ausgingen. Um diese Zeit abends aber waren sie immer zu Hause.

»Madame? Mademoiselle?«

Es war ihm unangenehm, in die Wohnung eingedrungen zu sein. Doch hier fühlte er sich geborgener als drüben in seiner.

Die Tatsache, daß hier Menschen waren, beruhigte schon. Mit ihnen konnte er sprechen.

Er blickte in das Wohnzimmer. Vielleicht saßen Edith und Desiree Barlon in ein Gespräch vertieft hier vorn und…

»Monsieur Moresh.«

Die Stimme kam von rechts.

Er erkannte sie sofort. Es war die Stimme von Desiree.

Armand Moresh drehte den Kopf herum. »Pardon«, sagte er, »entschuldigen Sie, daß ich es gewagt habe, hier einzudringen. Aber sie sind schon wieder da und…« Es traf ihn wie ein elektrischer Schlag. Die Gestalt in der dunklen Nische rechts neben dem Korridor bewegte sich.

Moresh glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können.

»Pardon«, stammelte er.

Er faßte es nicht. Desiree stand vor ihm, streckte ihm den Arm entgegen.

Sie war nackt.

*

Lächelnd kam sie auf ihn zu.

Er wußte nicht, wohin er zuerst blicken sollte. Ihre kleinen festen Brüste, die langen, mattschimmernden Schenkel, die grazilen Arme,

die sich ihm entgegenstreckten.

Wachte er? Träumte er?

Ging seine Phantasie mit ihm durch?

Er wollte davonlaufen.

»Aber Monsieur!« lockte die verführerische Stimme des jungen Mädchens. »Kommen Sie her!«

Ihre Finger berührten sein Gesicht.

Moresh war wie benommen.

Er begriff die Welt nicht mehr.

So etwas passierte ihm.

Es sah nicht so aus, als hätte er Desiree Barlon zufällig beim Verlassen des Badezimmers überrascht.

Das Mädchen war allein. Es hatte auf ihn gewartet. Jetzt verstand er auch, weshalb die Tür draußen nicht ins Schloß gedrückt gewesen war.

Ein Rädchen griff ins andere.

Desiree war eine Offenbarung für jeden Mann.

Der Rausch der Sinne übermannte ihn.

Er stand mit einem Male ganz dicht vor ihr.

Seine Rechte fuhr durch ihr Haar, sie schmiegte sich an ihn. Ihre feuchtschimmernden Lippen glitten über sein Gesicht, berührten kaum seinen Mund.

Süß und verlockend war die Nähe dieses herrlichen Menschenkindes.

Moresh griff nach oben und legte seine Kamera zwischen die Garderobehaken, während seine Lippen den Mund des schönen Mädchens suchten.

Mit einer Hand preßte er Desiree an sich. Sie war nicht auf Abwehr eingestellt.

Sie lachte leise. Es hörte sich wie das Gurren einer Taube an.

Sie war flink und gelenkig, und sie entwand sich seinem Zugriff selbst in dem engen Korridor.

Er wollte erneut nach ihr greifen. Das Spiel schien ihr Spaß zu machen.

Sie hielt ihm ein Glas hin. Es war mit einer dunklen Flüssigkeit gefüllt, in der er einen schweren Port wiederzuerkennen glaubte.

»Trinken Sie«, flüsterte sie.

»Warum?«

»Fragen Sie nicht, Armand! Trinken Sie!«

Sie nannte ihn Armand. Wie das klang, aus ihrem Munde!

Er beugte sich nach vorn. Sie hielt ihm das Glas, er nippte daran. Es schmeckte wie Portwein. Aber da war noch ein anderer Geschmack. Wie nach Kräutern. Fremdartig und betäubend.

»Trinken Sie! Dann gehören Sie uns.«

Er trank. Es lief heiß und verbrennend seine Speiseröhre hinunter.

»Und nun kommen Sie mit mir!«

O ja, das wollte er. Alles um ihn herum versank in Unwichtigkeit. Mit diesem Mädchen würde er bis zum Ende der Welt gehen, wenn es das von ihm verlangen sollte.

Desiree nahm ihn bei der Hand.

Sie ging um den abgerückten Schrank herum und zog Moresh mit sich.

Er mußte den Bauch einziehen, um die Tür zur Wohnung der geheimnisvollen Madame Lucienne, die vor fünf Jahren verstorben war, passieren zu können.

In Moresh stieg ein Triumphgefühl auf. Er fühlte sich voller Heiterkeit und Schwung wie schon lange nicht mehr.

Desiree war ein richtiger kleiner Teufel. Das hätte er dieser wohlerzogenen Tochter von Pierre Barlon gar nicht zugetraut.

Der Vater befand sich derzeit auf einer Geschäftsreise im Ausland. Mama und Tochter aber schienen eine Art Eigenleben zu führen.

Er war bereit, alles mitzumachen.

Er lief hinter dem nackten Mädchen her, spürte die warme, feste Hand in der seinen.

Mit jeder Sekunde wurde er gleichgültiger, kritikloser. Sein Verstand funktionierte so gut wie gar nicht mehr. Aber das erkannte er nicht.

Er blickte in den Raum, wo die Kerzen brannten.

Dort also waren sie versammelt. Raffiniert. Bei Kerzenlicht. Mal was anderes.

Wie im Drogenrausch ließ er alles mit sich geschehen.

Die Wirkung der geheimnisvollen Kräuter, die dem Portwein beigemischt gewesen waren, machte sich stärker bemerkbar.

Nackte Arme schlangen sich um seinen Hals.

Er fühlte sich geküßt, erwiderte diese Küsse.

Dann war da noch jemand. Wie im Halbschlaf nur nahm er noch die Dinge wahr.

Das Blut hämmerte in seinen Schläfen, sein ganzer Körper fühlte sich heiß und fiebrig an.

»Leg dich hin, Armand!« Leise aber bestimmt kam der Befehl.

Er befolgte alles. Er war gehorsam wie ein kleines Kind.

Er lag weich. Wie auf Samt.

Rundum bewegte sich alles. Die Wände, die Kerzenflammen, die Frauen… Frauen, ja. Es waren zwei. Auch Madame Barlon war da. Er nahm sie wahr wie durch eine Nebelwand.

Er streckte sich aus. Er hatte die Augen weit geöffnet, als müsse er alles in sich hineintrinken, als dürfe ihm nichts entgehen.

Seine Arme wurden auf dem Altar festgebunden. Es gab unter der

Platte dicke schwarze Schnüre. Sie wurden nicht zum erstenmal benutzt. Aber das wußte Armand Moresh nicht.

Ein Schatten streifte ihn.

Arme faßten über ihn hinweg, waren gekreuzt über seinen Körper. Wie bei einem Ritual…

»Nicht Wasser, nein Blut, wir geben's. Komm, prüf unser'n Mut! Hier ist es!«

Zwei Stimmen. Sie klangen wie eine einzige.

Flammen schlugen in seinem Gesichtsfeld empor. Flammen über ihm.

Die Teufelsgestalten!

Er erkannte sie wieder.

Da waren sie. Zehn, fünf zehn, zwanzig. Er konnte sie nicht mehr zählen.

Er hörte das höllische Gekicher, das Raunen und Wispern der Unsichtbaren. Dann kam der Blitz.

Er war schwarz und griff tief in sein Bewußtsein hinein.

Für drei Sekunden wurde er völlig klar.

Er lag auf einem Opferstein.

Eine Hand schwebte über ihm. Ein nackter Arm. Der Arm einer Frau. Glatt und jugendlich. Er vermochte nicht zu sagen, zu wem er gehörte. Zu Edith oder zu Desiree.

Er schrie. Seinen Schrei hörte niemand.

Ein langer spitzer Dolch bohrte sich in seine Brust.

Das Blut quoll aus der Wunde, sickerte im Rhythmus seines schwächer werdenden Herzens in das weiße Samttuch, das kurz darauf aussah, als hätte man mit ihm den Fußboden in einem Schlachthaus aufgewaschen.

*

In der Nacht schafften sie die in alte Leinentücher eingeschlagene Leiche aus dem Haus.

Armond Moresh war schwer. Aber Edith und Desiree Barlon, die beiden Satansschwestern, wurden mit ihm fertig.

Niemand beobachtete den silbergrauen Citroen, in dessen geräumigem Kofferraum die Leiche aus Paris geschafft wurde.

Edith Barlon steuerte den Wagen. Schweigend, die dunklen Augen auf die Straße gerichtet, saß Desiree neben ihr.

Ein stilles, wissendes Lächeln lag um den schöngeschwungenen Lippen der beiden Frauen. Was sie versprochen, hatten sie gehalten.

In das durch Madame Lucienne finsteren Mächten geweihte samtene Tuch war Moreshs Blut geflossen. Das Blut des geforderten Opfers.

Einmal hatte diese Forderung kommen müssen. Sie hatten es von Anfang an gewußt. Aber daß es nun so schnell gehen würde, damit hatten sie nicht gerechnet.

Sie fuhren über eine halbe Stunde. Außerhalb von Paris, abseits der Straße, versenkten sie die Leiche des Geopferten in einen brackigen Tümpel. Mit Steinen beschwert, versank der eingewickelte Tote schnell in der Tiefe.

Zwei Stunden später waren Edith und Desiree wieder zu Hause.

Alles war wie am Schnürchen gegangen.

»Aber wir sind noch nicht am Ende«, bemerkte Edith Barlon, als sie den Mantel an den Garderobehaken hängte und ihr Blick auf die Kamera fiel, die Moresh dort deponiert hatte. Die Frau nahm den Apparat herunter, drehte ihn nachdenklich zwischen den Fingern. »Wir werden ihm noch eine Freude bereiten«, sagte sie unvermittelt. »Wir lassen die Bilder entwickeln. Und wenn die Polizei uns komische Fragen stellt, dann wissen wir gerade so viel, daß Moresh Uns seine Kamera in äußerster Erregung herübergebracht hat mit der Bitte, für eine Entwicklung des Films zu sorgen. Er selbst müsse so schnell wie möglich weg. Und danach ist er eben nicht wiedergekommen. Niemand weiß, wohin er gegangen ist. Seine Spur verliert sich einfach…«

Sie rauchten noch eine Zigarette und besprachen ihr weiteres Vorgehen.

Edith Barlon knüpfte dort an, wo sie sich vorhin selbst unterbrochen hatte. »Unser nächster Schritt ist der, deinen Vater, liebe Desiree, meinen lieben Mann, zu unterstützen. Er muß begreifen, daß es etwas gibt, wogegen er sich nicht wehren kann. Wir müssen es ihm plausibel machen, auf unsere Art…«

Sie dachten an die Stimme aus einer jenseitigen Welt, an die Gedanken, die sie von dort empfangen hatten. Sie wußten, was man wollte. Das Blutopfer, das sie dargebracht hatten, war von den furchtbaren Geistern, denen sie dienten, angenommen worden.

Ein gewisser Björn Hellmark mußte nun nicht unbedingt durch die Hand Pierre Barlons sterben. Es würde genügen, wenn man Hellmark die Dämonenmaske abnahm.

Dies sollte schnell zu erledigen sein.

Den Rest würden die Diener Molochos' dann selbst erledigen. Ohne die vernichtende Maske könnten sie sich ihrem Todfeind unbedenklich nähern und ihm den Todesstoß versetzen.

*

Die »Suva« hatte sie sicher an ihr Ziel gebracht.

Der kleine Frachter lag in einer windgeschützten Bucht.

Die Insel Telu war kahl und felsig.

Nils Anderson hatte mit zwei Begleitern einen ersten kleinen Vorstoß ins Landesinnere unternommen, während die anderen damit begannen, die Ausrüstungsgegenstände aus dem Schiffsrumpf zu holen.

Die Insel durchmaß nur wenige Meilen.

»Man kann praktisch von einem Ende zum anderen sehen«, sagte Birgitta Maren. Das war leicht übertrieben, aber es stimmte fast.

Telu war nur rund elf Meilen lang und etwa halb so breit. Kein Atlas der Welt zeigte diesen Gesteinsbrocken. Nur in detaillierten Seekarten waren die vulkanischen Inseln und Atolle vermerkt.

Birgitta Maren stand auf einem bizarren Felsklotz. Sie trug einen schwarzen Bikini, der raffiniert mit großen goldfarbenen Ringen zusammengehalten wurde und sehr knapp ansaß. Von ihrem erhöhten Standort aus konnte sie die flachen Kegel sehen, von wo aus leichte Rauchfahnen über die Insel trieben.

Nils Anderson kam schon nach einer halben Stunde wieder zurück. Pril Agnov, der ihn begleitende Biologe, machte kein gerade sehr glückliches Gesicht.

»Für mich gibt's hier keinen Blumentopf zu gewinnen«, sagte der Schwede. »Wenn Telu beispielhaft für alle anderen Flecken ist, die wir uns noch vorknöpfen, dann gute Nacht. Hier muß man ein Gräschen mit 'ner Lupe suchen, und selbst dann ist noch fraglich, ob man überhaupt eines entdeckt.«

Sie lachten.

Alle waren in bester Stimmung. Zwar war einiges anders gelaufen, als sie erhofft hatten, aber das störte sie nicht. Sie kamen auch ohne fremde Hilfe aus.

Sie brauchten nicht unbedingt eingeborene Arbeitskräfte.

»Nicht auf Telu gehen… nicht geheuer dort… nicht mehr kommen lebend zurück…« krähte da eine Stimme. Das war Holger Freedag, groß und stark wie Anderson, aber dunkelhaarig und seit Tagen unrasiert. Freedag hatte den Ehrgeiz, sich einen richtig wilden Bart sprießen zu lassen, den er erst wieder nach seiner Rückkehr in Europa abscheren wollte.

»Möchte bloß wissen, was hier nicht geheuer sein soll«, fuhr er mit seiner normalen Stimme fort. »Außer Steinen, Schwefeldämpfen und in Erdlöchern blubberndem Lavaschlamm gibt es hier nichts.«

Das stimmte genau.

Es gab keine wilden Tiere, keine Menschen, die über ihre Anwesenheit vielleicht hätten erbost sein können.

Immer mehr verdichtete sich die Ansicht, daß die Angst vor Telu nur im Zusammenhang mit der permanenten vulkanischen Tätigkeit stand. Irgendwann mußte man damit rechnen, daß die Vulkane hier

wieder einmal losbrachen und Feuer spuckten.

Aber war dies wirklich der Grund der Angst?

Nils Anderson setzte seine Fragen tiefer an. Er fand, daß es noch mehr Inseln gab, bei denen eines Tages wieder ein Ausbruch zu befürchten war. Aber vor diesen Kegeln hatten die Eingeborenen seltsamerweise keine Angst.

Gab es vielleicht nicht doch noch etwas, was sie nicht sahen, nicht erkannten, das aber zu einer Gefahr für sie werden konnte?

Er ließ sich nicht anmerken, daß er sich Gedanken darüber machte. Doch seine Anordnung, das Lager hier in der Bucht, in unmittelbarer Nähe der »Suva« aufzuschlagen, ging auf diese Überlegungen zurück.

Frans Guntersen, klein und untersetzt, ein bißchen cholerisch, ebenfalls Geologe wie Andersen, hielt nichts davon. »Dann können wir uns einen Aufbau überhaupt ersparen«, meinte er. »Wir können dann alles im Schiff lassen und das, was wir brauchen, direkt von dort holen.«

Da mußten ihm die anderen recht geben. Andersen tat so, als ob er damit lediglich Lager Nummer Eins gemeint habe. Dies sollte nicht weiter als drei Meilen von der »Suva« entfernt liegen. Hier in der Nähe der Bucht sollten die ersten Untersuchungen vorgenommen werden. Mit Boden und Lavaproben aus einem nahen, nicht sehr hoch liegenden Krater sollte dieser erste Arbeitstag langsam beginnen.

Vom Ufer der Bucht aus führte ein verhältnismäßig steiler Weg mitten in das noch aktive Vulkangelände. Von der Randzone aus wollte Anderson seine Untersuchungen beginnen und sich dann zum Mittepunkt vorarbeiten. Diesem Vorhaben lag ein bestimmter Plan zugrunde. Die abgelegenen Inseln sollten auch daraufhin untersucht werden, wann sie zum erstenmal im Bewußtsein der Eingeborenen der bewohnten großen Inseln eine Rolle gespielt hatten.

Anderson hatte sich mit Spezialwissen vollgestopft, das im Grunde genommen nichts mit seinen offiziellen wissenschaftlichen Forschungen zu tun hatte.

Er wollte an Hand von Gesteinsfunden nachprüfen, ob nicht vielleicht doch vor langer, langer Zeit Leben auf diesen unbewohnten Inseln bestanden hatte. Das würde bedeuten, daß es zwischen den ersten und späteren Vulkanausbrüchen Zeiträume gab, in denen eine Besiedlung dieser kleinen Insel möglich gewesen war.

Eine faszinierende Idee. Aber ein Beweis fehlte bis zur Stunde.

Stück für Stück der wichtigen Ausrüstung wurde aus der Bucht geschleppt.

Auch Birgitta Maren beteiligte sich daran, obwohl Nils Anderson dies nicht gern sah.

»Wenn du jetzt so intensiv arbeitest«, meinte er, »kannst du

nachher deine Kamera nicht mehr halten. Damit ist uns nicht gedient. Ich halte mehr davon, wenn du uns ein bißchen knipst und die ersten Stunden auf Telu festhältst.«

»Warum hast du das nicht gleich gesagt? Ich ackere mich hier ab, weil ich denke, du hast jede arbeitende Hand nötig. Schön, dann fang ich an, die Historie festzuhalten. Schöne Bilder gibt das kaum her. Aber was soll's.«

»Wenn's schön werden soll, werd' ich die Rolle des Fotografen übernehmen«, krähte Holger Freedag, während Birgitta sich schon an ihrem Gepäck zu schaffen machte. »Die einzige Frau unter arbeitenden Männern… das ist doch ein Knüller. Allerdings hätte ich für diesen Fall einen Sonderwunsch.«

»Was für einer, Holger?«

»Du mußt deinen Bikini anziehen, damit die Aufnahme richtig scharf wird.«

*

Birgitta schoß einige Aufnahmen. Dann kam sie auf die Idee, ihren Standort höher zu verlegen.

Die bizarre Bergwelt als Hintergrund, das im Entstehen begriffene Lager in der Senke, die bizarren Stümpfe, Kegel und steil abfallenden Wände, vergoldet vom Licht der langsam sinkenden Sonne, das würde sich nicht schlecht machen.

Die junge Schwedin benutzte einen der schmalen, recht schwierig zu begehenden Pfade in die Höhe.

Die Männer achteten nicht auf sie. Sie wollten noch vor Anbrach der Dunkelheit fertig werden.

Birgitta Maren kam an hoch sich auftürmenden Schlacken vorbei, die seltsame Formen bildeten.

Zu ihrer Linken lag ein Plateau. Ein breiter Basaltweg führte zu einem flachen Krater, der steil nach innen abfiel.

Fumarolen strömten aus Erdrissen und -spalten.

Birgitta nahm verschiedene Fumarolen und Gesteinsformationen auf.

Sie erreichte eine Mulde, die hinter einem Wulst aus Schlacken und erkalteter Lava lag. Auf den Innenwänden sah sie deutlich die verschiedenen Erdschichten und Faltungen, welche die verschiedenen Ausbrüche hinterlassen hatten.

Wie kleine weiße Wolken stiegen die Fumarolen aus der Mulde.

Birgitta Maren sprang über einen breiten Spalt hinweg, in dem es leise zischte und sprudelte. In der Tiefe des Berges herrschte Unruhe. Seit einigen Jahrzehnten war es hier auf Telu zu keinem Vulkanausbruch mehr gekommen. Aber die Plötzlichkeit, mit der

schlafende Vulkane manchmal ausbrachen, war nicht ungewöhnlich. Die Geschichte bewies, daß es manchmal so schnell ging, daß es unmöglich war, noch Evakuierungsmaßnahmen zu treffen.

Die Unberechenbarkeit der Vulkane war auch eine Frage, der Anderson sich widmete. Hier auf Telu hoffte er, diesem Geheimnis etwas näherzukommen. Die Wahrscheinlichkeit, daß ausgerechnet während ihrer Anwesenheit auf dieser kleinen Fidschi-Insel sich etwas ereignete, war allerdings gering.

Doch von vornherein ausschließen konnte man es auch nicht.

Es war erregend sich vorzustellen, daß es unter ihren Füßen rumorte und diese Insel eigentlich noch gar nicht fertig war, daß sie eines Tages wieder verschwinden oder sich durch neue Eruptionen vergrößern konnte.

Der Boden unter ihren Füßen war warm.

Die Gefährten waren unten in der Mulde beschäftigt. Sie war durch Felsblöcke und hohe Vulkanaschenwülste von ihnen getrennt. Kein Geräusch drang von unten zu ihr herauf.

Das gleichmäßige monotone Plätschern der leichten Brandung und das Zischen aus den Erdspalten waren die einzigen Geräusche.

Sie nahm einen rötlichen Schein an der verkrusteten Felswand gegenüber wahr. Die Spitzen darüber waren kupferfarben und golden von der sinkenden Sonne. Das Licht an den zackigen Rändern aber bewegte sich nicht.

Offenbar war hinter dem Wulst eine Spalte, breit genug, den Widerschein des vulkanischen Feuers aus der Tiefe durchzulassen.

Sie ging um den Wulst herum, hielt die Kamera schußbereit.

Es wurde dämmrig.

Das Licht spiegelte auf ihrer Haut, verlieh ihr einen warmen, sympathischen Schein.

Da war tatsächlich ein Erdspalt. Genau vor der Felswand.

Heiße Dämpfe wehten ihr ins Gesicht.

Leises Brodeln und Fauchen drang aus der Tiefe empor. Das rätselhafte Licht flackerte auf den kantigen Wülsten rings um den Spalt, die etwa zwanzig Zentimeter hoch und sehr gleichmäßig waren.

Birgitta Maren beugte sich nach vorn, um einen Blick in den Graben zu erhaschen.

Sie hob die Kamera an die Augen und drückte ab, um den Eindruck festzuhalten.

Da stieg lautlos eine Flammensäule vor ihr empor.

Birgitta wankte zurück. Ein erschreckter Aufschrei kam über ihre Lippen.

Was war denn jetzt los? Was…?

Sie kam nicht dazu, ihre Gedanken zu ordnen und das Geschehen in seiner ganzen Tragweite zu begreifen.

Dafür ging alles zu schnell.

Die mannshohe Flammenzunge fuhr der Schwedin mitten in das Gesicht.

Birgitta wollte sich herumwerfen, aber daran wurde sie gehindert. Eine glutheiße Hand hielt sie fest. Die leichte Bluse, die sie trug, fing Feuer.

Sie warf die Arme in die Höhe. Die Kamera flog in hohem Bogen durch die Luft und landete irgendwo am Rande des Basaltweges.

Birgitta wurde nach vorn gezerrt, obwohl sie sich verzweifelt dagegen stemmte.

Flammenzungen leckten über ihren Körper. Sie schlug um sich. Sie schrie.

»Hilfe!«

Mit weitaufgerissenen Augen starrte sie in ein aus Feuerzungen bestehendes Gesicht mit Hörnern und einem spitzen Kinn.

Der Satan?

Wie kam sie nur auf einen solchen Gedanken?

Was war das für eine Bestie, der sie in die Klauen gefallen war?

Sie verlor den Boden unter den Füßen. Flammende Hände rissen sie auf den breiten Graben zu, woraus die Riesenflamme emporwuchs, sie einhüllte.

Das Mädchen konnte die Vorwärtsbewegung nicht stoppen.

Der Graben wurde zu einem riesigen Maul, das sie aufnahm.

»Nein!«

Gellend verhallte der Schrei in der unwirtlichen Landschaft. Der glühende Lavastrom kam ihr wie ein blubberndes Auge entgegen.

Im Bruchteil einer Sekunde war alles zu Ende.

Ihre Körperflüssigkeit verdampfte, ihre Haut löste sich auf. Das, was von ihr übrigblieb, wurde von dem glutflüssigen Gesteinsbrei eingeschlossen.

*

»Moment mal! Hat da nicht einer geschrien?« Holger Freedag wandte den Kopf indie Richtung, aus der er den Laut vernommen zu haben glaubte.

»Ich hab’ auch etwas gehört«, bemerkte Agnov, der Biologe.

»Birgitta?« Nils Anderson blickte sich um. »Birgitta!« Er rief den Namen der Schwedin.

Das Echo verhallte in den kahlen Bergen.

Die Männer sahen sich an. Die Fotografin war weg. Eben noch hatte sie oben auf dem Plateau hantiert. Holger Freedag war überzeugt davon, sie vor fünf Minuten dort noch gesehen zu haben.

»Mach keinen Unfug, Birgitta!« rief Nils Anderson. »Komm runter!«

Nichts.

Da unterbrachen sie ihre Arbeiten und machten sich auf den Weg nach oben.

Anderson nahm den Karabiner aus einer Gerätekiste. Insgesamt hatten sie fünf Gewehre dabei und ausreichend Munition. Auch für Pistolen hatte Anderson gesorgt. Auf ihrer Expedition mußten sie damit rechnen, in unzugänglichem Gelände von wilden Tieren angefallen zu werden. Das galt nicht für Telu, aber für andere Inseln, die unter dichtem Dschungel lagen.

Aber jetzt griff er doch zur Waffe. Unbewußt. Die vielen Warnungen und Mahnungen der Eingeborenen von Viti Levu kamen ihm in den Sinn.

Vielleicht war etwas dran, was sie da von sich gegeben hatten.

Aber damit dachte er weniger an das Unheimliche, an das Unbeschreibliche, als vielmehr an handfeste Gefahr. Vielleicht wollte jemand nicht, daß er hierherkam mit der Gruppe. War hier ein Schmugglernest untergebracht, wurde diese Insel vielleicht als Ausgangspunkt für ungesetzliche Taten benutzt?

Das erschien ihm nun eher möglich. Er entsicherte die geladene Waffe.

Gemeinsam eilten die vier Männer den Schlackenpfad hoch.

Vom ersten Plateau aus hatte man einen prachtvollen Blick in die Tiefe. Dort unten im Tal sollte die Forschungsarbeit beginnen.

»Das hat sie bestimmt aufgenommen«, murmelte Agnov. Er war der Kleinste von allen.

»Daß sie sich aber so weit vom Lager entfernt hat, ist nicht richtig von ihr«, warf Freedag ein. »Ich kann mir das von Birgitta gar nicht vorstellen. Leichtsinnig ist sie doch nicht.«

»Vielleicht ist sie hingefallen und hat das Bewußtsein verloren«, meldete sich Frans Guntersen. »Aber der Schrei«, warf Freedag ein. »Ich habe sie deutlich schreien gehört.«

Hier gab es überall Spalten und Löcher. Wenn man nicht aufpaßte, konnte man schon hinfallen. Aber es paßte so wenig zum Wesen Birgitta Marens.

Doch es half alles nichts. Die Schwedin war weg und antwortete nicht auf die Rufe ihrer Gefährten.

Da fiel ihnen – wie kurz zuvor auch der Schwedin – das geheimnisvolle Leuchten aus der Tiefe auf.

»Sie wird doch nicht…«, sagte Holger Freedag noch, aber er wurde unterbrochen, und das, was er hatte ausführen wollen, sollte für alle Zeiten unausgesprochen bleiben.

»Ihre Kamera!« Wie ein Aufschrei klang der Ausruf des untersetzten Biologen.

Agnov stand am weitesten von Freedag und Anderson entfernt.

Ganz rechts vorn hielt Guntersen sich auf.

Der Biologe stand am Rand des Basaltweges, der sich hier verengte, weil ein dunkler Felsblock wie eine abgebrochene Brücke von der anderen Seite der Felswand herüberragte.

Agnov bückte sich und hielt den Fotoapparat in der Hand.

Anderson und Freedag blickten herüber.

Da traf der Flammenschein aus der Tiefe voll ihr Gesicht.

Freedag und Anderson prallten zurück. Was sie sahen, raubte ihnen den Atem. Und auch Agnov und Guntersen zweifelten an dem, was sie da sahen.

Eine Flammenwand stieg vor ihnen auf wie ein lebendes Wesen von einem anderen Stern. Flammenzungen, die sich zu gewaltiger Größe entwickelten und deren Form an den Oberkörper satanischer Wesen erinnerte.

Ja, wirklich!

Geschöpfe aus der Hölle, Teufel mit Hörnern und glühenden Augen und bösartigen Mäulern, aus denen ein häßliches Fauchen und Kichern kam.

Sie hatten lange, klauenartige Hände, die züngelten wie Flammen. Aber sie hatten keine Unterkörper. Die Oberkörper wuchsen aus einem flackernden, glutheißen Flammenball auf.

Holger Freedag erwischte es zuerst. Er stand der brodelnden Erdspalte am nächsten.

Er wurde gepackt und herumgeschleudert. Sein Schrei hallte markerschütternd und verlor sich als mehrfaches Echo zwischen den Felsblöcken.

Was hier geschah, ging nicht mit rechten Dingen zu. Sie sahen es alle, und doch vermochte keiner an dem Vorgang etwas zu ändern.

Holger Freedag wurde von der teuflischen Flammengestalt herumgerissen und auf die Spalte zugeschoben.

Er versank in der Tiefe vor aller Augen.

Das Grauen aber fand damit kein Ende.

Plötzlich verbreiterte sich die Flammenwand. Die Zungen leckten über den Boden in der ganzen Breite des Erdgraben, als würde jemand Benzin ausgießen.

Die teuflischen Flammenkörper glitten auf sie zu.

Da krachten Schüsse. Hart und trocken.

Nils Anderson zog den Abzug durch. Die Kugeln schlugen durch die Feuerleiber. Aber sie vermochten sie nicht aufzuhalten.

Anderson und seine Gefährten sollten eingekreist wie Freedag auf die Spalte zugeschoben werden.

Die Männer schlugen um sich.

Guntersen hob einen Steinbrocken auf, warf ihn gegen eine der Gestalten. Ebensogut hätte er sie anhauchen können. Der Stein flog

durch die Flammenwand hindurch und landete vor dem Wulst der Erdspalte, wo er liegenblieb.

Hier gab es keine Möglichkeit der Gegenwehr. Wo man hingriff, wenn man diese unheilvollen, todbringenden Flammenwesen auch nur antippte, verbrannte man sich im wahrsten Sinn des Wortes die Finger.

Aus Schreckensschreien wurden Todesschreie.

Jeder versuchte sein Heil in der Flucht.

»Nichts wie weg hier!«

Anderson benutzte sein Gewehr wie ein Schwert, schlug um sich. Sein Herz pochte zum Zerspringen.

Es war der Kampf Davids gegen einen Giganten.

Anderson kämpfte auf verlorenem Posten.

Von zwei mächtigen Flammengestalten eingekreist, taumelte er zurück. Ihm wurde das gleiche Schicksal zuteil wie Holger Freedag.

»Geht nicht auf Telu! Dort wohnt der Teufel!«

Agnov schrie es heraus, als er begriff, daß sie alle verloren waren, wenn nicht ein Wunder geschah.

Die Eingeborenen hatten recht gehabt.

Aber Anderson und sie alle hatten diese Warnungen nicht ernstgenommen.

Abergläubische Dinge! Da hörte man doch am besten gar nicht hin.

Pril Agnov handelte wie in Trance. Noch während alles drunter und drüber ging, begann er zu rennen.

War der Spalt in der Erde die Pforte der Hölle?

Agnov hatte nie an Geister geglaubt. Er wurde eines besseren belehrt.

Er lief den Pfad hinunter, hielt die gefundene Kamera von Birgitta Maren in der Hand.

Er ahnte, was mit der Schwedin passiert war: das gleiche, das nun mit den Freunden geschah.

Konnte es sein, daß Birgitta ihre Feinde noch aufgenommen hatte.

Wenn dies so war, dann mußte er die Kamera in Sicherheit bringen. Die Welt draußen hatte ein Recht darauf zu erfahren, was sich hier auf Telu ereignet hatte.

Wenn es diesen Beweis gab…

Agnov rannte, so schnell ihn seine Beine trugen. Zwei Dinge gereichten ihm zum Vorteil: Er war der einzige gewesen, der sofort losgerannt war, und der einzige, der weit genug außerhalb gestanden hatte, um nicht in die erste massive Angriffswelle der Gespenstischen zu geraten.

Er stürzte, raffte sich wieder auf, schlug sich die Arme und Knie blutig. Die Kanten des Lavagesteins waren scharf wie Rasierklingen.

Er achtete nicht darauf. Nur weg von diesem verfluchten Ort. Das

war der einzige Gedanke, der in seinem Hirn Platz hatte.
Er jagte nach unten, erreichte die Senke. Dort stand das Lager.
Hinter Agnov ertönten Schreie.
Jetzt brüllte Guntersen wie am Spieß.
Dann Totenstille.
Keiner mehr da oben kämpfte. Anderson, Freedag, Guntersen – gab es nicht mehr.
Er warf den Kopf zurück, um sich zu vergewissern, daß auch keiner hinter ihm war und erstarrte.
Da kamen sie.
Die Feuerteufel lösten sich wie zuckende Fackeln aus den Schatten der bizarren Felsengebilde und glitten lautlos und schnell den Pfad herab, den er gekommen war.
Sie verfolgten ihn.
Pril Agnov rannte durch die Senke und jagte in Richtung Bucht.
Er mußte zum Schiff, bevor die Feuerteufel aus dem Schlund der Hölle ihn einholten.
Drei Meilen!
Sie kamen ihm vor, als würden sie nie ein Ende finden.
Er wußte nicht, woher er die Kraft nahm, sein Tempo so lange durchzuhalten. Todesangst trieb ihn voran. Manchmal taumelte er nur noch, hatte überhaupt kein Gefühl mehr für seine Bewegungen, aber dann brachte er es doch wieder fertig, sein Tempo erneut zu forcieren.
Eine Ewigkeit schien vergangen zu sein, als er im hellen Licht des Vollmondes endlich die Bucht erreichte.
Groß und dunkel lag der Schiffsleib weiter unten im Wasser, das reglos war wie ein Spiegel. Silbern lag das Mondlicht darauf.
Hinter Agnov flackerten die unheimlichen Feuergeister. Lautlos schwebten sie über den dunklen Lavaboden hinweg. Eine Feuerwand verfolgte ihn. Der Abstand zwischen ihm und den geisterhaften Verfolgern verringerte sich.
Jetzt, so dicht vor dem Ziel ließen seine Kräfte nach. Er taumelte und keuchte. Der Schweiß lief in Strömen über sein Gesicht. Sein ganzer Körper troff, als wäre er in einen Regenguß geraten.
Er lief auf das Plateau zu. Hier fiel die Felswand steil ab. Er hätte sie umgehen müssen. Aber er merkte, daß er dazu nicht mehr die Zeit hatte. Die Feuergeister holten auf. Der Widerschein der züngelnden Flammen, die lautlos über den Boden liefen, denen keine Unebenheit etwas ausmachte, zeichnete sich in seiner unmittelbaren Umgebung auf den Felswänden und dem Boden ab.
Pril Agnov setzte alles auf eine Karte.
Er, sprang über den Felsrand.
Drei Meter tiefer stand die »Suva«!
Zwischen Bug und Felswand klaffte ein tiefer Spalt.

Er überwand ihn.

Es krachte dumpf, als er auf die Planken sprang. Ein scharfer Schmerz jagte in seinen rechten Fuß.

Er kroch in die Führerkabine, holte den Anker ein, warf den Motor an, und das dunkle ehemalige Frachtschiff schob sich langsam aus der Bucht.

Am Ende seiner Kraft stand Agnov unter dem Sonnendach. Mit fiebrig glänzenden Augen starrte er hinüber zum Strand, hinauf zu dem Felsen, von dem er gesprungen war.

Er hatte es geschafft.

Jetzt tauchten die flammenden Gespenster auf und vollführten einen wilden Tanz. Er hörte das höllische Murren und Rumoren noch Stunden nachher in seinen Ohren klingen, als die unheimliche Insel längst zurückgefallen war und die Höllengeister als winzige Flämmchen am Horizont glühten und schließlich erloschen.

Sie konnten die unheimliche Insel, auf die sie gebannt waren, nicht verlassen.

*

Aber sie konnten etwas anderes.

Sie kehrten zurück zum Lagerplatz.

Im Nu bildete sich ein flammender Kreis um die Zelte, um die Kisten und Kästen.

Flammen sprangen über.

Das durchsichtige Plastikmaterial fing sofort Feuer, schmorte stinkend zusammen. Die Zelte loderten.

Ein gewaltiges Feuer brannte in der Talsenke. Der Schein machte die dunklen Felswände glühend.

Die Flammenwesen mischten sich mit dem Feuer. Die teuflischen Gestalten lösten sich auf, als hätte es sie nie gegeben.

Sie gingen unter mit dem Feuer, das nach Stunden in sich zusammensank.

Vom Lager I war nichts mehr übrig geblieben, als ein paar durchgeglühte Metallheringe, welche die Zelte gehalten hatten, und mehrere verbogene, unbrauchbare Gewehrläufe.

Am weitesten außerhalb des Lagers stand die Kiste mit der Munition.

Ein Funke sprang über.

Ein Feuerbogen erstand über der Kiste.

Drei Sekunden später erfolgte die Detonation.

Wie eine Fontäne stiegen die Flammenzungen empor, vereinigten sich zu einer Feuersäule, die nach Sekunden über der Munitionskiste zusammenbrach.

*

Björn Hellmark verließ die Vorhalle des Hotels, in dem Pierre Barlon Unterkunft gefunden hatte.

Seit drei Tagen war der Deutsche Stammgast im Esplanade.

Immer wieder suchte er das Gespräch mit dem Mann, der ihn hatte ermorden wollen.

Die beiden Männer waren sich nähergekommen. Sie führten offene Gespräche miteinander, und Björn wußte in der Zwischenzeit von dem Fremden, der Barlon auf dem Flughafen Orly angesprochen und erpreßt hatte.

Barlon fürchtete um seine Familie. Er fand keine Erklärung dafür, warum er ausgerechnet Hellmark hatte töten sollen.

Björn aber ahnte etwas. Er versuchte auch die seltsamen Zukunftsbilder, die Rani Mahay in seiner magischen Kristallkugel empfing, in einem größeren Zusammenhang zu sehen.

Immer wieder tauchten diese Szenen auf, sobald Mahay und er einen Blick in die Kugel warfen, aber eine wirkliche Erklärung gab es noch nicht. Nur eines ließ sich daraus erkennen: Gefahr war im Anzug.

Hing diese Bedrohung mit der Person Pierre Barlons zusammen?

Anzunehmen war es. Und um es genau herauszufinden, hielt Hellmark es für richtig, ständig den Kontakt zu dem Franzosen zu verbessern. Mit Barlon war etwas eingetreten, was vorher nicht bestanden hatte.

Eine Abwartesituation war entstanden. Sowohl für Barlon als auch für Björn.

So sah Hellmark es. Er war sogar bereit anzunehmen, daß durch sein entschiedenes Eingreifen Pierre Barlon auf ein Abstellgleis geschoben worden war. Barlon war eine Marionette.

Barlon hatte nicht den Ehrgeiz, abzureisen. Stundenlang blieb er im Hotel, telefonierte hin und wieder mit Paris oder machte ausgedehnte Spaziergänge durch Genf, selbst bis zum See hinunter, ganz in die Nähe des Hauses, in dem der Deutsche wohnte.

All diese Wege beobachtete Björn sehr genau, und er wurde das Gefühl nicht los, daß Pierre Barlon doch mehr wußte, als er zugab. Er glaubte sicher zu sein, daß dieses ruhelose Umherwandern einen Sinn hatte.

Erwartete Barlon einen neuen Hinweis? Wollte er sich mit jemandem treffen?

Alles war möglich.

Es war wenige Minuten nach elf Uhr morgens, als Björn Hellmark mit seinem Lamborghini vor dem Bungalow ankam.

Er betrat das Haus. Carminia Brado machte sich gerade zum Weggehen fertig. Sie wollte in spätestens einer halben Stunde zurück sein.

Sie hatte etwas vergessen, das sie schnell einholen wollte.

»Ich nehm’ den Lamborghini!« sagte sie, während sie ihm im Vorbeigehen einen Kuß auf die Backe hauchte. »Gib mir die Schlüssel! Da spar ich Zeit.«

Er drückte ihr die Schlüssel in die Hand. Heute war Donnerstag. Da gab es immer ein brasilianisches Nationalgericht.

Diesmal fehlte eine Würzmischung. Carminia wußte selbst nicht, wieso sie das notwendige Gewürz zu kaufen vergessen hatte. Das paßte gar nicht zu ihr.

»Bis ich zurückkomme, kannst du hin und wieder mal einen Blick in die Bratröhre werfen«, rief sie ihm noch zu, bevor sie die Haustür hinter sich ins Schloß zog.

»Ich mach einen kurzen Abstecher auf Marlos«, sagte er. »Mal sehen, was es bei Rani Neues gibt.«

Als draußen der Motor auf röhrte, war Björn schon auf dem Weg nach unten in die Kellerräume. Aber er kam nicht bis zur Tür, die mit seltsamen Zeichen und Symbolen bedeckt war. Hinter dieser Tür befand sich der Raum, in dem der Spiegel stand, der das Tor nach Marlos bildete.

Das Telefon schlug an.

Björn drehte sofort um.

Er lief, zwei Stufen auf einmal nehmend, wieder nach oben, hob ab und meldete sich.

»Endlich!« sagte die vertraute Stimme am anderen Ende der Strippe.

»Carminia?« wunderte Björn sich.

»Ja, was wundert dich daran? Ich versuche seit ’ner ganzen Stunde, dich zu erreichen, Björn.«

Hellmark schluckte.

»Von wo aus rufst du an, Schoko?« fragte er benommen. Etwas in ihm schaltete auf Alarm.

»Aus der Verlorenen Rose«, erwiderte sie.

Das war ein kleines Café, in das sie hin und wieder gingen. Es lag am anderen Ende der Stadt.

Aber das konnte nicht sein.

»Moment!« rief er in das Telefon. Er raste zur Wohnungstür, riß sie auf, hörte in der Ferne noch den typischen Klang des Lamborghini, Björn spurtete los bis zum Gartenzaun, sah von dort aus noch das orangefarbene Fahrzeug, wie es um die Ecke verschwand.

Er fuhr sich über die Augen, rannte zurück in das Haus.

Hier ging etwas nicht mit rechten Dingen zu.

Wie konnte Carminia Brado eben, in diesen Sekunden, mit dem Wagen von hier wegfahren, wenn sie zur gleichen Zeit von der Verlorenen Rose aus anrief, in der sie sich angeblich schon seit einer Stunde aufhielt?

*

Er nahm das Telefon wieder in die Hand.

»Carminia?«

Keine Antwort.

Die »Verlorene Rose« hatte die Brasilianerin als Standort für ihren Telefonanruf genannt. Was machte sie dort? Wie kam sie dorthin? Warum meldete sie sich jetzt nicht mehr?

Er würde sofort nach dem Rechten sehen.

Er legte auf und lief die Treppen nach oben, wo Carminias privates Reich lag. In einer chinesischen Kommode lagen die Autoschlüssel für das weiße Cabriolet, das in der Garage stand.

Er wollte Carminia nachfolgen.

Wer saß jetzt hinter dem Steuer des Lamborghini?

Als Björn auf die Wohnungstür zueilte, hielt gerade ein Taxi vor dem Haus. Zwei gutgekleidete Damen stiegen aus.

Beide in maßgeschneiderten Kostümen.

Die Besucherinnen kamen auf das Gartentor zu, klingelten.

Björn riß sich zusammen. Er ließ sich seine Unruhe und Nervosität nicht anmerken.

Freundlich ging er den beiden Damen entgegen.

»Monsieur Hellmark?« fragte die etwas Älter aussehende.

»Ja, Madame?«

»Entschuldigen Sie, daß wir Sie unangemeldet überfallen, Monsieur. Aber besondere Umstände erfordern gelegentlich auch besondere Maßnahmen. Gestatten Sie, daß wir uns vorstellen: Edith Barlon ist mein Name. Dies ist Desiree, meine Tochter. Wir kommen wegen – Pierre.«

*

Björn bat seine eleganten Gäste einzutreten.

Da es um Pierre Barlon ging, interessierten ihn die Frau und Tochter des Wissenschaftlers brennend. Daß sie sich beide hier in Genf aufhielten mußte seine besondere Bedeutung haben.

Seine besondere Bedeutung aber mußte auch der mysteriöse Anruf Carminias haben.

Das Gespräch mit Madame war wichtig. Ebenso wichtig aber war nachzusehen, ob Carminia sich wirklich noch im Café »Verlorene

Rose« aufhielt. War sie daran gehindert worden, weiterzusprechen?

Es wäre nicht das erste Mal, daß sie in Dinge hineingezogen wurde, die eigentlich nur ihn angingen. Die Mächte, denen er den Kampf angesagt hatte, kannten keine Skrupel.

So oft wünschten Menschen sich, manchmal an zwei Orten gleichzeitig sein zu können. Er war dazu in der Lage.

Während Björn die charmanten Besucherinnen in das Haus begleitete und in den roten Salon führte, von dem aus man eine besonders herrliche Aussicht auf den Genfer See hatte, konzentrierte er sich gleichzeitig auf die Fähigkeit, seinen Körper zu verdoppeln.

»Bitte, nehmen Sie Platz«, sagte Björn freundlich. Das riesige Fenster nahm eine ganze Wand ein zwischen dem roten Teppichboden, den roten Tapeten und roten Gardinen. Es wirkte wie ein gewaltiges Gemälde vom Genfer See. »Was darf ich Ihnen zu trinken anbieten?«

Jede äußerte ihren Wunsch.

Björn holte Flaschen und Gläser aus der Hausbar.

Niemand merkte, daß er in diesem Augenblick gleichzeitig woanders war.

*

Das Café »Verlorene Rose« lag in einer Straße, in der es noch sehr viele alte Wohn- und Geschäftshäuser gab. In der »Verlorenen Rose« verkehrten viele junge Menschen, unter ihnen Musiker, Maler und Schriftsteller. Bis spät in den Abend hinein wurde hier diskutiert. An den Wänden hingen Notenblätter und alte Instrumente, handgeschriebene Auszüge aus alten Folianten, Aquarelle und Ölgemälde, neue und alte.

Schon vor fünfzig und sechzig Jahren hatten Kunststudenten ihre Zeche mit poetischen Sprüchen auf papieren Kaffeeuntersetzern oder mit einem kleinen Bild bezahlt, das die damaligen Besitzer gern entgegennahmen. So war eine ureigene Atmosphäre entstanden, die dieses alte Café so liebenswert machte.

Dunkelgrüne Tapeten harmonierten ausgezeichnet mit dem dunkelbraun gebeizten Holz der Wandpaneele und Deckenbalken.

Es waren nur wenige Gäste anwesend. Fast alle Tische um diese frühe Stunde waren leer. Erst um die Mittagszeit würde sich das ändern.

Neben der Tür, die zu den Toiletten und auf den Hof führte, stand plötzlich – nur eine Armlänge von dem in einer Zeitung blätternden Kellner entfernt – ein neuer Gast. Wie aus dem Boden gewachsen tauchte er dort auf.

Das war Macabros.

Er kam ruhig aus der Nische heraus, steuerte in das Lokal.

Der Kellner merkte den Schatten aus den Augenwinkeln heraus und wandte den Kopf. Er zuckte zusammen.

»Herr Hellmark?« wunderte er sich. »Ich wußte gar nicht, daß Sie auch hier sind.«

Macabros lächelte. »Manchmal entgeht auch Ihren aufmerksamen Augen etwas, Jochem.« Es gab keinen Unterschied zwischen Björn Hellmark und seinem Doppelkörper. Sie glichen sich wie ein Ei dem anderen. »Ich bin durch den hinteren Eingang gekommen. Ich wollte jemanden überraschen.«

Mit einem schnellen Blick sah Macabros sich um.

Vier, fünf Gäste. Alle anderen Tische leer.

»Aber scheinbar komme ich zu spät«, murmelte er.

»Sie suchen Fräulein Brado?« fragte der Kellner verwundert.

»Ja, ist sie denn nicht hiergewesen?«

»Nein, Herr Hellmark.«

»Merkwürdig. Sie hatte doch gesagt, sie wollte… sie wollte von hier aus telefonieren.«

Der bärtige Kellner blickte sich um. »Sie ist nicht hier gewesen, Herr Hellmark. Ich weiß es genau. Wenn Sie noch kommt – soll ich ihr etwas ausrichten?«

»Nein, das ist nicht nötig, Jochem. Wenn sie bis jetzt nicht hier gewesen ist, wird sie wohl auch kaum noch kommen. Dann muß ich sie wohl falsch verstanden haben.«

Nach diesen Worten nickte Macabros dem Kellner zu und ging quer durch das kleine Café auf den vorderen Ausgang zu.

Hinter der Tür war ein Windfang mit fünf auf die Straße führenden Stufen, an deren Ende die Tür zur Straße.

Aber die passierte Macabros schon nicht mehr.

Auf der obersten Stufe, unbemerkt von den Menschen, die zu diesem Zeitpunkt im Café saßen, verschwand er.

Jochem, der Kellner, der in diesem Moment gerade am Tisch neben dem Fenster zur Straße servierte, bekam unbewußt mit, daß die äußere Tür überhaupt nicht zugeklappt war.

Er kniff die Augen zusammen, starrte drei Sekunden lang nach draußen auf den Bürgersteig. Aber er sah keinen Björn Hellmark davongehen.

*

Carminia Brado steuerte den orangefarbenen Lamborghini sicher durch die belebten Straßen. Sie mußte nicht bis in die Innenstadt. Das Geschäft, in dem sie dieGewürzkräuter bekam, die sie brauchte, lag etwas außerhalb.

Aber der Verkehr hier draußen war auch beachtlich.

Die Brasilianerin zog den Lamborghini in eine Linkskurve und kam an einer Verkehrsinsel vorbei.

Hier war ein Fußgängerübergang. Die Ampeln für die Fahrzeuge standen auf Grün.

Carminia war mitten im Verkehrsfluß. Auf der Verkehrsinsel stand eine einsame Person.

Ein Mann.

Carminia erkannte ihn sofort. »Björn?« entfuhr es ihr.

Da rauschte sie auch schon vorüber. Im Rückspiegel erblickte sie die einsame Gestalt noch.

Dann machte die Straße einen Bogen, so daß die Brasilianerin die Gestalt aus dem Rückspiegel verlor.

Aber dann war sie plötzlich neben ihrim Wagen.

Auf dem Beifahrersitz hockte Macabros.

Carminia erschrak nicht. Zwar war dies das erste Mal, daß es geschah, seit sie bei Björn lebte, doch sie wußte um die besondere Fähigkeit.

Die Südamerikanerin blickte ihn nur kurz von der Seite her an. »Ist das deine neue Art, mir nachzuspionieren? Traust du mir nicht? Ich habe gar nicht gewußt, daß du eifersüchtig sein kannst.«

»Ich bin nicht auf der Spur deines geheimen Liebenlebens, Schoko.«

»Na, das beruhigt mich!« Die Brasilianerin strahlte. Ihre makellos weißen Zähne schimmerten in ihrem braunen Gesicht. »Wahrscheinlich konntest du es ohne mich allein nicht mehr aushalten. Die Sehnsucht war so stark, daß du dich entschlossen hast, mir Gesellschaft zu leisten, wie?« Sie zog schelmisch die schön geschwungenen Augenbrauen hoch und lächelte.

Aber Macabros an ihrer Seite erwiderte dieses Lächeln nicht. Der ungewohnte Ernst auf den vertrauten Zügen des Freundes irritierte sie.

War etwas geschehen? Bei Hellmark mußte man in jeder Sekunde des Tages mit einer Überraschung rechnen.

»Wie war das mit dem Vergessen, Schoko?« fragte Macabros ernst. Er musterte die Brasilianerin an seiner Seite genau. »Wann hast du bemerkt, daß etwas fehlt, was du dringend benötigst?«

»Ein paar Minuten bevor du nach Hause kamst. Warum? Was ist damit?«

»Ich weiß nicht. Es kann von Bedeutung sein, braucht aber nicht. Aber es gibt einige merkwürdige Ereignisse, die mich mißtrauisch gemacht haben, Schoko.«

»Warum siehst du mich so genau an?«

»Ich versuche herauszufinden, ob du wirklich die bist, für die ich dich halte – oder ob du die andere gewesen bist.«

»Welche andere?«

Er erzählte von dem mysteriösen Telefonanruf, der unmittelbar nach ihrer Abfahrt erfolgt war.

»Aber wie kann so etwas möglich sein?« entfuhr es ihr.

»Wenn ich das wüßte, würde ich es sagen.« Er beugte sich ein wenig herüber und hauchte ihr einen Kuß auf die rechte Wange. »Aber wie ich die Sache sehe, bist du die, für die ich dich halte.«

»Es ist schön, wie du das sagst. Es beruhigt mich ungemein, daß du mich richtig von einer Fälschung zu unterscheiden vermagst. Aber verwirr mich bitte nicht. Das Küssen des Fahrers während der Fahrt ist verboten.«

»Dann werd' ich mich dezent zurückziehen«, lautete die knappe Erwiderung von Macabros.

Und noch ehe die Brasilianerin etwas sagen konnte, war der Platz neben ihr wieder leer.

*

Man merkte ihm nicht an, daß er an zwei Orten gleichzeitig konzentriert war.

Björn Hellmark unterhielt sich angeregt mit Madame Barlon. Sehr ruhig verhielt sich Desiree.

Edith Barlon war gekommen, um Hellmark zu warnen. Es war ihr bekannt geworden, daß ihr Mann gegen den jungen Millionär etwas im Schilde führte.

Sie hatte Aufzeichnungen in einem geheimen Tagebuch gefunden. Sofort nachdem ihr der Text bekanntgeworden war, hatte sie sich mit Desiree auf den Weg gemacht. Pierre Barlon hatte sich am Telefon sehr zurückhaltend geäußert und war gar nicht auf die Fragen seiner Frau eingegangen.

Edith Barlon gab eine sehr detaillierte Schilderung und wirkte etwas nervös. Sie griff immer wieder nach dem Glas, in das Hellmark einen schweren Erdbeerlikör gefüllt hatte, der einen verführerischen Duft verströmte. Desiree trank den gleichen Likör. Für sich hatte Björn einen Whisky eingeschenkt.

»Eine Frage, Madame«, nutzte er eine kurze Gesprächspause, als Edith Barlon wieder an ihrem Glas nippte. »Weiß Ihr Herr Gemahl, daß Sie hierhergekommen sind?«

»Nein, natürlich nicht«, lautete die prompte Antwort. »Es wäre auch nicht gut, denn…«

»Mama! Pardon!« Desiree unterbrach die Mutter erschrocken. Die Augen weit aufgerissen, sah sie zum Fenster hinaus, und erhob sich. »Papa – ist das da unten nicht – Papa?«

Edith Barlon zuckte sichtlich zusammen. »Wo?« fragte sie tonlos.

Auch sie erhob sich.

Unten am See führte ein breiter Spazierweg entlang. Dort bewegte sich ein Mann. Er blieb nach einigen Schritten immer wieder stehen. Der Spaziergänger schaute auf den See hinaus, drehte sich um, warf auch Blicke zu den weißen Bungalows herüber, die die Hänge zierten.

Der Mann dort unten war groß und breitschultrig.

Er trug einen auffallend hellen Mantel. Ein modisches Kleidungsstück, das nicht alltäglich war.

Edith Barlon lief zum Fenster, Björn blieb an ihrer Seite.

Desiree war außerhalb seines Blickwinkels.

Die hübsche Französin hatte Zeit genug, ihren Plan auszuführen.

Sie streckte ihre Hand aus. Zwischen Daumen und Zeigefinger verrieb sie einige Körnchen eines Mittels, das sich augenblicklich im Whisky auflöste.

Keine Spur. Kein verräterisches Rascheln von Papier. Seit sie in diesem Hause war, hielt sie das Mittel parat, wartete nur auf den Augenblick, in dem sie es unbemerkt einsetzen konnte.

Es war vollbracht.

Hellmark brauchte jetzt nur noch ein einziges Mal an seinem Whisky zu nippen, und es war passiert.

*

»Er ist es. Kein Zweifel. Er muß etwas wissen.« Edith Barlon schluckte. Sie wirkte sehr blaß.

»Es kann ein Zufall sein«, warf Hellmark ein. »Er geht sehr oft dort unten spazieren. Es sei denn, Sie hätten sich irgendwie anmerken lassen, daß Sie die Absicht hatten, mich zu warnen. Ihre Warnung allerdings käme auch ein bißchen spät, Madame. Obwohl ich Ihnen natürlich sehr dankbar bin, daß Sie die Strapaze einer Reise von Paris hierher auf sich genommen haben.«

»Etwas stimmt mit meinem Mann nicht. Wenn ich nur wüßte, was!«

»Er ist seit einiger Zeit verändert.« Es war die erste Bemerkung, die Desiree Barlon machte. Die Tochter der Barlons stand einen knappen Schritt schräg hinter der Mutter.

Sie blickten auf den Mann unten auf dem Spazierweg. Es gab keinen Zweifel: Es handelte sich tatsächlich um Pierre Barlon.

Sie konnten ihn recht gut erkennen. Er konnte dagegen niemand in dem dunklen Salon ausmachen.

»Was machen wir, wenn er kommt?« fragte Edith Barlon.

»Es gibt hier mehr als ein Zimmer in diesem Haus, in dem Sie sich verstecken können. Ich glaube allerdings nicht, daß er kommen wird.«

Er behielt recht. Nach wenigen Minuten verschwand der

Spaziergänger langsam, geriet aus ihrem Blickfeld.

Er meldete sich nicht im Bungalow des Deutschen.

Björn setzte sein Gespräch mit den beiden Damen fort.

Hauptsächlich interessierte es ihn, wann die Veränderung mit Pierre Barlon begonnen hatte.

Nur eines ließ sich mit Sicherheit sagen: Er beschäftigte sich seit geraumer Zeit schon mit geheimen Studien, über die die beiden Damen nichts Näheres aussagen konnten. Oft verbrachte er ganze Nächte in seinem Studierzimmer. Björn wollte gern wissen, ob Edith und Desiree Barlon manchmal nachts auch Stimmen gehört hätten.

»Stimmen? Nein.« Edith Barlon dachte nach. »Was meinen Sie damit?«

»Ich möchte Sie nicht beunruhigen, meine Damen. Aber die Wahrscheinlichkeit, daß Monsieur Barlon sich mit Mächten abgibt, die ihn nun beherrschen, ist sehr groß. Vieles spricht dafür.«

»Sie meinen, er befaßt sich mit Hexerei oder schwarzer Magie.«

»So ähnlich, Madame.« Björn griff, wie auch Madame, nach seinem Glas. Er nahm einen kleinen Schluck. »Wissen Sie…«

Die Wirkung des Mittels erfolgte prompt.

Björn wollte weitersprechen, aber seine Stimme versagte ihm den Dienst.

Das Präparat ging sofort ins Blut, gelangte von dort ins Hirn und legte wichtige Zellen lahm.

Hellmark brach auf der Stelle zusammen.

Das Glas fiel ihm aus der Hand, und der Whiskyrest mit dem hochwirksamen Präparat ergoß sich über Tisch und Teppich.

Edith und Desiree Barlon sahen sich triumphierend an.

»Na endlich«, meinte die Tochter. »Ich habe schon nicht mehr daran geglaubt, daß wir es schaffen würden. Wir sind schon viel zu lange hier.«

*

Reglos lag Hellmark auf dem Boden.

Seine Glieder waren schlaff wie bei einer Marionette, deren Fäden man durchgeschnitten hat.

Alles Leben schien aus seinem Körper gewichen. Er atmete kaum noch.

Seine Augen waren weit geöffnet, die Pupillen unnatürlich erweitert. Er nahm nichts wahr.

Er konnte nicht mehr registrieren, daß Desiree und Edith Barlon ihn herumdrehten.

Edith Barlon durchsuchte seine Hosentaschen. »Er trägt sie immer bei sich, hat man uns gesagt. Hoffentlich stimmt es.«

Und es stimmte.

Er trug sie stets bei sich: die Dämonenmaske, die einzige wirkungsvolle Waffe gegen die Dämonen und Geister, die ihm den Kampf angesagt hatten.

Im Besitz dieser Maske war er vor den Anfechtungen verhältnismäßig sicher, denn die Geister mieden seine Nähe, weil schon der Besitz der Maske sie auf Distanz hielt. Ihr Anblick aber war tödlich für sie. Das konnten sie nicht ertragen.

Zufriedenheit erfüllte Edith Barlon, als sie das graubraune Etwas in der Hand hielt, das weich wie ein zarter Stoff und knisternd wie Pergament war.

Die Dämonenmaske!

»Jetzt gehört sie uns, Desiree. Jetzt haben wir unseren Auftrag erfüllt. Alles andere ist nicht mehr unsere Sache. Gehen wir.«

Sie verließen das Haus.

Sie passierten das Gartentor und sahen das Taxi von der anderen Straßenseite kommen. Sie stiegen ein.

Der Mann hinter dem Steuer fuhr wortlos davon.

Pierre Barlon hätte den Fahrer sofort wiedererkannt. Es war der gleiche Mann, der ihm auf dem Flugplatz Orly in Paris begegnet war und ihm den ungeheuerlichen Vorschlag gemacht hatte.

*

Das Taxi fuhr in die Stadt, Richtung Hotel Esplanade.

Edith Barlon trug die Dämonenmaske, die aussah wie ein zusammengeknüllter Damenstrumpf, der zusammengenäht war, als müsse er einem Kriminellen als Strumpfmaske dienen, in ihrer Handtasche.

Sie hatten Erfolg gehabt.

Ihr Dienst lohnte. Sie taten es nicht umsonst.

Für Edith und Desiree Barlon war alles vorbei.

Für Björn Hellmark aber begann das Höllenroulett.

*

Zuerst zuckten seine Augenlider.

Er hatte das Gefühl, unter seiner Schädeldecke einen dicken Kloß zu beherbergen, der nach oben drückte und Schmerzen an der Hirnschale verursachte. Ein Gefühl von Taubheit breitete sich aus.

Bald zogen sich seine Pupillen wieder zusammen. Die ersten Muskeln reagierten wieder.

So schnell das Betäubungsgift gewirkt hatte, so rasch verlor es nun seine Wirkung.

Björn preßte die Augen fest zusammen, öffnete sie wieder. Sein Blick wurde klar, die wogenden Nebel lösten sich auf.

Er nahm seine Umgebung wahr, das Rot der Vorhänge und Teppiche und Tapeten.

Er lag im Roten Salon, vor dem Tisch. Er sah das umgekippte Glas, sah die beiden ändern Gläser.

Edith und Desiree Barlon!

Sie hatten ihn überlistet. Die Gefahr war von einer Seite erfolgt, aus der er sie nicht erwartet hatte.

Björn richtete sich auf, massierte sich den Schädel, als könne er den schmerzhaften Druck damit beseitigen, und hob beim Aufrichten auch das Whiskyglas mit hoch. Mechanisch roch er daran. Er stellte nichts fest, aber er erkannte richtig, daß man ihm nur in dieses Glas heimlich etwas getan haben konnte.

Er taumelte auf die Tür zu, als er von draußen ein Geräusch vernahm.

Jemand kam.

Es war Carminia.

Er riß die Tür auf.

Die Brasilianern durchquerte gerade die Empfangshalle. »Da bin ich wieder, Björn!« freute sich Carminia Brado. »Jetzt mach ich mich aber gleich an meinen Braten.« Sie wandte ihm das hübsche Gesicht zu. »Sehr erfreut siehst du aber nicht aus. Du wirkst ein bißchen verschlafen.«

»Verschlafen ist gut«, knurrte er. »Ich hab' geschlafen. Und wie! Aber ich wollte nicht und…«

»Ah, Björn, da bist du ja endlich.«

Er glaubte nicht richtig zu hören. Auch das sagte Carminia Brado. Es war eindeutig ihre Stimme. Aber die Carminia Brado, die vor ihm stand, bewegte nicht die Lippen.

Björn warf den Kopf herum. Schritte auf der Treppe, die nach oben führte.

Dort tauchte Carminia Brado auf, lächelnd, zufrieden, hübsch und gepflegt wie immer.

Zwei Carminia Brados waren im Hause.

*

Sein Blick irrte von einer zur anderen.

Beide wirkten überrascht, beide standen da wie erstarrt.

»Aber Björn…«, sagte die eine, die die eben zurückgekommen war.

»Aber Björn! Was bedeutet das?« fragte die andere, die auf der Treppe stand.

»Wenn ich das wüßte«, bemerkte Hellmark. »Aber das läßt sich

ganz schnell feststellen.«

Ein ganz bestimmter Verdacht kam ihm.

Höllengeister! Sie waren in das Haus eingedrungen. Das Erscheinen von Edith und Desiree Barlon hatte ihnen den Weg geebnet.

Siedendheiß pulste das Blut durch seinen Körper.

Seine Hand verschwand in der Hosentasche, in der er stets… weg!

Er schluckte.

»Hier ist etwas faul, Björn«, sagte in diesem Augenblick die Carminia Brado, die gerade vom Einkauf zurückgekommen war. »Sie ist nicht echt, sie ist ein Trugbild. Man will dich täuschen.«

»So sieht es aus.«

Was die Zurückgekehrte sagte, klang so vernünftig, wie Carminia immer redete.

»Björn! Glaub ihr nicht. Sie lügt.« In den Augen jener Carminia, die auf der Treppe stand, konnte man Angst lesen.

»Ich war weg, ich habe eingekauft. Das weißt du doch, Björn. Hier! Ich wollte ein bestimmtes Gewürz holen.« Carminia holte es aus ihrer Handtasche und hielt es ihm entgegen. Er griff danach.

»Sie lügt, Björn. Ich bin schon seit zehn Minuten zurück. Ich habe das Gewürz schon längst geholt. Es steht in der Küche«, sagte die andere auf der Treppe und kam langsam näher, auf ihr Ebenbild zu, das ihr glich wie eine Zwillingsschwester, die nur ein bißchen anders gekleidet war.

Die eben Zurückgekehrte trug ein Kostüm. Die andere trug nur noch den dunklen Kostümrock, passend dazu eine türkisfarbene Bluse, darüber eine saubere einfarbig weiße Schürze.

»Ich habe alles fertig gemacht. Ich habe mich beeilt.« Sie legte zärtlich den Arm um seinen Nacken. »Laß dich nicht täuschen, Björn. Sieh in der Küche nach!«

Er nickte. Er tat es. Es stimmte. Der Braten war gewürzt, mit jenem Gewürz, das die andere eben erst nach Hause gebracht hatte.

Wer war die echte Carminia?

Die Entscheidung, vor die er gestellt wurde, war nicht einfach. Man wollte ihn fertig machen.

Man wollte ihn so verwirren, daß er nicht mehr aus noch ein wußte.

Die Geister, gegen die er kämpfte, hatten Eingang in sein Haus gefunden. Edith und Desiree Barlon steckten unter einer Decke mit Pierre Barlon. Es gab für ihn keinen Zweifel mehr.

Sie waren hierhergekommen, um ihn zu überlisten. Das war ihnen gelungen. Die wirksamste Waffe gegen die Dämonen war die unheimliche Maske. Die besaß er nicht mehr.

Langsam wandte er sich den beiden Carminias zu. Jede einzelne musterte er genau. Durch nichts unterschieden sie sich. Nicht im

Aussehen, nicht in den Bewegungen, nicht im Sprechen.

Aber eine war nicht Carminia, eine war – ein Dämon.

Das mußte er herausfinden.

»Bleibt hier!« befahl er. »Alle beide!«

Er mußte eine Entscheidung herbeiführen, und zwar so schnell wie möglich.

Es hieß nicht nur reinen Tisch zu machen und klare Verhältnisse zu schaffen, es hieß auch so schnell wie möglich die Barlons aufzusuchen. Er mußte ins »Esplanade«. Die Dämonenmaske, die so wichtig war für seine zukünftige Mission, mußte zurückgeholt werden.

Aber – gab es überhaupt noch eine zukünftige Mission für ihn?

In die Ratlosigkeit mischten sich Furcht und Verzweiflung. Im Moment sah es so aus, als ob man ihn nur ein wenig quälen wolle. Man hatte erst die niederen Geister geschickt. Welcher Dämonenfürst auch immer hier tätig geworden war… er ließ sich Zeit.

Sie genossen die Qual, der man ihn aussetzte.

Sie hatten nichts zu befürchten. Nun konnten sie ihn alle Stufen der Angst durchmachen lassen.

Dies war erst der Anfang. Es würde schlimmer kommen. Er kannte das System, nach dem höllische Welten, teuflische Wesen und Dämonen vorzugehen pflegten.

Diesem Anfang mußte er sofort hart und konsequent ein »Nein« entgegenstellen, wollte er überhaupt noch einmal eine Chance haben, aus dieser Sackgasse herauszukommen.

»Laß mich nicht allein, Björn!« flehte Carminia I.

»Was hast du vor?« fragte die andere, ebenso flehend.

»Ich werde die echte erkennen.«

Seine Stimme klang entschlossen.

»Wie willst du das anstellen?« klang es im Chor.

»Indem ich eine von euch – töte«, sagte er mit rauher Stimme.

*

»Das kannst du nicht tun!« – »Du könntest die Falsche töten!« – »Man täuscht dich. Paß auf, Björn!« – »Ich bin die echte. Erkennst du mich nicht? Sie ist nur ein Trugbild!« – »Das ist nicht wahr. Sie lügt! Oh, Björn, ich habe solche Angst.«

Sie redeten wirr durcheinander, und er wußte schließlich selbst nicht mehr zu sagen, wer was gesagt hatte.

»Wohin gehst du?« Es war die gleiche, welche die Frage wiederholte.

»Ich hole etwas. Bleibt hier! Im Roten Salon. Laßt niemand herein.«

Er warf auf jede einen Blick. Beide zeigten Ratlosigkeit. Keine

wußte etwas mit der Situation anzufangen.

Aber eine schauspielerte.

Nur eine empfand wirklich Angst, nur eine fühlte wie ein Mensch. Weil sie eine Seele hatte.

Björn eilte durch den Empfangssaal. Er jagte die Treppen nach unten. Sein Ziel war der Raum, in dem der mit einem schweren roten Vorhang verhangene Spiegel von Kiuna Macgullyghosh stand.

Er mußte das Schwert des toten Gottes holen.

Nicht umsonst war er damit ausgezeichnet worden. Dieses Schwert hatte in ferner Vergangenheit wichtige Entscheidungen herbeigeführt.

Es war eingesetzt worden beim Kampf gegen die Dämonen. Es war ein besonderes Schwert, das er bis zur Stunde so gut wie nicht gebraucht hatte.

War jetzt seine Stunde gekommen? Mußte er sich als Kämpfer bewähren?

Er wußte es nicht. Er handelte instinktiv. Es war nur ein Gefühl, das ihn antrieb.

Er kam nicht einmal bis zur Kellertür, als es schon geschah.

Sie wurde von harter Hand aufgerissen.

Herausgestürzt kam ein breitschultriger, muskulöser Mann.

»Rani!«

Der Mann aus Bhutan stand wie aus dem Boden gewachsen vor Hellmark.

»Björn! Es ist so weit, ich…«

Da erhielt er einen Stoß in den Rücken. Ein zweiter tauchte auf.

»Rani!«

Noch ein Mahay!

Das Gleiche wie bei Carminia!

»Laß ihn nicht entkommen«, sagte der Zweite. »Er ist ein Teufel in Menschengestalt, Björn.«

*

Wer sagte die Wahrheit? Wer log?

Hellmarks Blicke irrten hin und her.

Die beiden Muskelprotze umkreisten sich. Keiner ließ den anderen aus den Augen.

Der andere wich langsam in den Kellerraum zurück, aus dem sie gekommen waren.

»Komm her!« sagte Rani I. »Ich zermalme dich. Ich werde dir zeigen, was es heißt, mich nachzuäffen.«

Der andere lachte dunkel. Gebückt wie ein Raubtier näherte er sich dem ersten. »Nimm den Mund nicht zu voll! Ich werde dir zeigen, was es heißt, Rani Mahay zum Feind zu haben.«

»Zurück!« brüllte Björn.
Aber sie hören ihn nicht.
Sie gingen aufeinander los.
Die beiden Schwergewichtler kämpften wie die Catcher.
Rani I packte hart zu. Er riß den ihm wie aus dem Gesicht geschnittenen Gegner mit harter Hand am Nacken nach vorn.
Der andere nutzte den Schwung des Angriffs auf, senkte den Kopf und rammte ihn dem Gegner in die Magengrube.
Der Getroffene taumelte zurück.
In diesen ersten Sekunden des Kampfes waren sie sich ebenbürtig.
Keiner stand dem anderen nach.
Die Szene aus der magischen Kristallkugel! Björn sah nun die Verwirklichung vor sich.
Seit Tagen rätselten sie, was es sein sollte, vor dem sie sich in acht nehmen mußten. Nun wußten sie es.
Das Duell mit den Höllengeistern hatte begonnen.
Eine doppelte Carminia! Ein doppelter Rani!
Die Freunde wurden hineingezogen in das schaurige Spiel.
Und Björn wußte nicht, wer wer war.
Die beiden kraftvollen Burschen schlugen aufeinander ein.
Dumpf und hart knallten die Schläge durch das Haus.
Carminia I und II wurden nach unten gelockt. Beide erschraken, als sie sahen, wer da miteinander kämpfte.
Wenn die eine die Hände vor die Augen schlug, tat das die andere auch.
Rief die eine, daß Hellmark diesem Teufelsspuk endlich ein Ende bereiten sollte, verlangte es die andere auch.
Je länger er zögerte, desto größer wurden seine Zweifel, daß er hier überhaupt zu einem Erfolg kommen könnte.
Da sah er wieder die Szene in der magischen Kugel vor seinem geistigen Auge.
Etwas fiel ihm auf.
Da spurtete er los.
Wie ein Raubtier jagte er an den beiden Kämpfenden vorüber auf die Kellerwand zu, wo der Spiegel stand.
Die Flammensäule!
Wie eine riesige Fackel schoß sie aus dem Boden hoch.
Björn Hellmark prallte zurück.
Wo kam das Feuer her?!
Die Flammenwand vor ihm Zischte. Sie war mannshoch. Und aus den Flammen – wurden Gestalten. Teuflische Wesen mit spitzen, langen Gesichtern, Teufelsohren und Hörnern.
Klauenhände griffen nach ihm.
Björn wich ihnen aus.

Die Hölle war eingebrochen in sein Haus.
Die Ereignisse strebten einem Höhepunkt zu.
Die Flammenwesen waren überall.
Sie bildeten einen dichten Kreis um die beiden Carminias, die kämpfenden Mahays und um Björn Hellmark.
Es war so, wie die Kristallkugel es aufgezeigt hatte.
Ein Feuerkranz umgab alles.
Dieser Tanz der züngelnden halben Gestalten galt nur ihm. In dem Augenblick, als er den Gedanken faßte, durch den Spiegel zu gehen, waren sie aufgetaucht.
Die gespenstische Szene wäre für einen Außenstehenden unerträglich gewesen.
Die beiden Brasilianerinnen schrien.
Man wußte nicht zu sagen, wer wirklich litt und wer nur Theater spielte, weil er mit denen liiert war, die in Flammengestalt hier auftauchten.
Die Feuergeister waren ein weiterer Beweis dafür, daß man erst die Angst schicken wollte, ehe Molochos, oberster Dämonenherrscher, den abschließenden Befehl erteilte.
Die andere Seite hatte alles in der Hand.
Und sie genoß diesen Triumph und baute ihn weiter aus.
Björn glaubte zu ahnen, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden.
Da waren Carminia und Rani, zwei Menschen, die ihm viel bedeuteten. Carminia liebt er, Rani war ein Freund, wie man ihn nicht alle Tage fand.
Sie würden sich aufreiben in der Auseinandersetzung mit Gegnern, die mit konventionellen Mitteln nicht zu schlagen waren.
Er wußte, daß Carminia zwar viel Widerstand entgegensetzen konnte, daß sie nervlich und seelisch aber schließlich unterliegen mußte. Vielleicht würde sie den Verstand verlieren, wenn die Belastungen weiter stiegen.
Und Rani Mahay?
Er hatte Kraft für zwei, aber sie würde sich schnell verbrauchen gegen einen teuflischen Widersacher.
Niemals wußte man, was teuflische, außerhalb des Diesseits stehende Wesen im Schilde führten. Wenn sie die Macht hatten, einen Menschen ins Verderben zu ziehen, dann taten sie es.
Auch Unschuldige wurden oft in Dinge hineingezogen, die sie nicht gewollt hatten. Gerade dies bewies, daß die Kräfte der Geisterwelt erstarkten, daß sie in einer Zeit, in der niemand oder nur Wenige an ihr Vorhandensein glaubten, aktiver waren als je zuvor in den zurückliegenden Jahrhunderten.
Björn durfte den Dingen nicht ihren freien Lauf lassen.

Alles in ihm wehrte sich, tatenlos zusehen zu müssen, wie sie hier von Satansboten eingekreist und aufgerieben wurden.

Björn setzte alles auf eine Karte.

Er sprang auf die Flammenwand zu, die den Raum vor dem geheimnisvollen Spiegel der Kiuna Macgullyghosh ausfüllte.

Die spöttisch kichernden, fauchenden und prasselnden Feuergeister wurden durch seine schnelle Reaktion überrumpelt.

Björn sprang durch die Flammenwand.

Die Flammenfinger griffen nach ihm, erreichten ihn auch, konnten ihn aber nicht festhalten.

Björn riß vor dem Spiegel den schweren roten Vorhang zur Seite.

Der Deutsche warf sich nach vorn.

Seine Hände stießen gegen das mattschimmernde Spiegelglas. Aber sie prallten nicht ab. Die Fingerspitzen tauchten ein wie in das Wasser eines stillstehenden Sees.

Er verschwand in dem Spiegel.

Die Umgebung um ihn herum versank.

Dann Dämmerung.

Die Kuppel einer großen Höhle breitete sich über ihm aus.

Hellmark hatte die Grenze passiert. Der Spiegel bildete das Tor nach Marlos.

Die Entfernung von vielen tausend Meilen war auf einen einzigen Schritt zusammengeschrumpft.

Zeit und Raum lösten sich beim Passieren der Spiegelwand auf.

Hellmark befand sich in der Geister-Höhle, in der die Totenpyramide stand.

Auf den zahllosen steinernen Thronen, die sich bis zur sich verjüngenden Spitze fortsetzten, hockten die Skelette in den farbenprächtigen, kostbaren Gewändern. Die weichfließenden Stoffe schimmerten smaragdgrün, rubinrot und königsblau. Kostbare Stickereien verzierten sie.

Die starren Gestalten waren die Skelette der höchsten Würdenträger, die einst auf Xantilon lebten, dem geheimnisvollen Inselreich, das in grauer Vorzeit wie Atlantis und Mu unterging.

Die bleichen Knochenschädel waren alle in eine Blickrichtung gewandt. Starr und würdevoll hockten die leeren Leiber der Vergangenen auf den steinernen Thronen.

Dies war die heilige Halle der Toten, wo Hellmark eine wichtige Nachricht hatte empfangen sollen. Durch Hinterlist und Heimtücke seines ärgsten Feindes, des Dämonenherrschers Molochos, war dies verhindert worden. Nur noch Reste dieser entscheidenden Nachricht hatten ihn erreicht.

Einen einzigen leeren Thron gab es im Dom der Toten. Hinter diesem Thron stand Björn. Dieser Thron trug im Sockel seinen Namen.

Hierher würde er einmal zurückkehren, wenn er die Stunde seines Todes nahen fühlte. Hier war sein Platz. Er war dann vereint mit den Geistern jener, die in einem geheimnisvollen Reich, in dem es keinen Raum und keine Zeit gab, auf ihn warteten.

Aber bis dahin warteten noch große Aufgaben auf ihn.

Auf dem leeren Thron ruhte das Buch der Gesetze und quer über den Lehnen lag das Schwert, dessen kostbar verzierter Handgriff von der Arbeit eines großen Künstlers zeugte. Die eingelassenen Edelsteine erstrahlten von innen heraus.

Björn Hellmark hielt sich in der Geister-Höhle noch nicht einmal eine halbe Minute auf.

Er griff nach dem Schwert, das er zischend durch die Luft zog und nahm es an sich.

Mit der anderen flachen Hand schlug er winzige Flammenzungen aus, die nach seiner Kleidung gegriffen hatten, drehte sich herum und machte einen Schritt ins Leere.

Damit überwand er den magischen Punkt.

Der einsame Besucher der Geister-Höhle verschwand im Nichts.

Bruchteile von Sekunden Dunkelheit. Fest hielt er das Schwert umfaßt, und Hoffnung kam in ihm auf, daß das, was er dachte und fühlte auch richtig war.

Es kamen ihm kurz die Worte in den Sinn, die sich in sein Bewußtsein eingegraben hatten wie ein Brandmal. Es waren die Worte eines Geistes, die er noch vernommen hatte, als er zum erstenmal die Geister-Höhle betreten hatte.

»Nutze die Zeit«, hatte es geheißen. »Wähle und kämpfe geschickt und setze das Schwert dort ein, wo die Dämonen sich dir in den Weg stellen!«

Und sie stellten sich ihm in den Weg. Nun würden sich Nutzen oder Wirkungslosigkeit zeigen. Aber nicht das Schwert allein machte es. Mit dem Schwert war in der Welt schon viel Unheil angerichtet worden.

Es kam darauf an, was in dem Kopf dessen vorging, der dieses Schwert führte.

Als Hellmark aus dem Spiegel heraus trat und wieder die vertraute Umgebung des Kellerraumes sah schwang er das Schwert und riß es durch die Flammenwand, die noch immer bestand.

Das unheimliche Fauchen und Prasseln verstärkte sich. Doch es klang wie Zorn und Wut.

Die Flammen wichen zurück. Wo die breite, glitzernde Schneide in die Feuerwand eindrang, spritzten die satanischen Flammenwesen auseinander, lösten sich auf in Gluttropfen, die zur Erde fielen und dort verlöschten.

Die Oberkörper schrumpften ein, die feurigen Klauen zuckten

zurück. Hellmark schlug kreuz und quer um sich, führte das Schwert manchmal wie eine Sense. Die schrumpfenden Gesichter zeigten Enttäuschung und Schmerz.

Es gelang ihm, die Wand um sich herum aufzulösen. Aber die Geister aus der Hölle waren noch immer aktiv. Die Flammengestalten bildeten nun noch einen Halbkreis. Aber auch in den Körpern der vorgetäuschten Carminia und Rani Mahay existierten sie noch.

»Hilf mir, Björn!« Die Stimme klang flehentlich. Und sie kam von Rani Mahay. Er wurde von dem anderen, der nun sichtlich die Oberhand über ihn gewonnen hatte, tief nach unten gedrückt und festgehalten.

Wie ein Schraubstock legten sich die Arme des anderen um den Kopf dessen, der unten war und dem man ansah, daß seine Kräfte aufgebraucht waren. Schweiß stand auf der bronzenen Stirn, und die Augen traten aus den Höhlen.

»Björn!« kam es gepreßt über die Lippen. Der untere Rani Mahay bekam kaum noch Luft. Sein Gesicht lief bläulich an.

»Ich schaffe ihn, Björn«, sagte der Überlegene mit angestrengter Stimme.

»Er… bringt… mich um… laß es nicht zu. Töte ihn… Björn!« flehte der andere.

Hellmark riß das Schwert hoch.

Niemand nahm ihm die Entscheidung ab.

Er mußte handeln. Er mußte beweisen, daß er bereit war, den Kampf aufzunehmen, den man ihm aufzwang.

Das Schwert wischte wie ein Blitz durch die Luft.

Die Augen des am Ende seiner Kraft röchelnden Mahay weiteten sich.

»Björn…?!« preßte er hervor.

Dann war es aus.

Das Schwert bohrte sich in seine Brust.

*

Der siegreiche Mahay warf sich zurück.

Mit dem anderen geschah etwas Unheimliches.

Aus der tiefen Wunde drang kein Tropfen Blut.

Statt dessen löste sich der Körper in viele Brocken auf, als würde ein Kalkfels zerbersten. Sie zerbröckelten und zerkrümelten. Von dem Rani Mahay, den das Schwert getroffen hatte, zerging ein dunkelblaues Licht ins Nichts wie der Körper.

*

Der andere Mahay atmete tief durch. »Wie konntest du wissen, daß nicht er der Echte war?« fragte er leise. »Ich glaube, mir sollte das Herz stehen bleiben, als ich sah, wie du das Schwert hochgehoben hast.« Mahay wischte sich über die Stirn. »Ich hätte ihn nicht wirklich besiegen können. In Wirklichkeit ließen meine Kräfte nach. Er hat nur so getan. Er hoffte, daß du das Schwert in meinen Körper bohren würdest. Darum mußte es so aussehen, als ob er der Unterlegene wäre und daß ich der böse Dämon sei, dem er nicht mehr gewachsen war. Woher konntest du wissen, wie es wirklich war?«

»Denk an die Kugel, Rani!« sagte Björn nur. Er warf keinen Blick zur Seite. Er schritt über die Stelle hinweg, auf der eben noch der sich auflösende Dämon gelegen hatte.

Die Feuerwände im Halbkreis waren merklich schwächer geworden. Einige Feuerteufel flackerten unruhig, waren nur noch klein wie Puppen, zogen sich an die Wand hinter den beiden Carminias zurück, auf die Björn jetzt zuging.

Er hielt das Schwert mit ruhiger Hand. Sein Gesicht wirkte starr wie eine Maske.

»Björn, was hast du vor?« fragte Carminia I.

»Tu’s nicht, Björn! Du kannst uns nicht auseinanderhalten«, hauchte Carminia II.

Beide waren voller Angst. Ihre Augen glänzten im Fieber.

Hellmark blieb ruhig.

In seinem Innern aber tobte ein Vulkan. Die Dämonen, die dieses Höllenroulett mit ihm spielten, hatten gelernt. Sie stellten sich auf die veränderte Situation ein.

Ein Dämon der höheren Rangordnung war vernichtet worden. Das Schwert hatte seine Feuertaufe bestanden. Denn normalerweise waren die herkömmlichen Waffen sinnlos im Einsatz gegen die Höllengeister.

»Streckt eure Hände aus!« forderte Björn barsch.

Er ließ keine der Carminias aus den Augen. Eine von ihnen war ein höherer Dämon. Er hatte erkannt, daß mit der Vernichtung der ranghöheren Geister auch die niederen die Flucht ergriffen, die gewissermaßen als »Angstträger« hierhergekommen waren.

Die beiden Carminias gehorchten.

Björn führte die Schwertspitze blitzschnell zur Fingerspitze von Carminia I und drückte zu.

Ein dicker Blutstropfen quoll hervor.

Carminia I zuckte zusammen.

Carminia II starrte ihn voller Entsetzen an. »Tu’s nicht, Björn!« gellte ihr markerschütternder Aufschrei durch den Kellerraum. Carminia II stand dicht vor einem Nervenzusammenbruch. »Sie ist die Falsche!«

»Sie ist die Falsche!« rief die andere, genauso erregt.

Björn übereilte nichts.

Auch die Kuppe des mittleren Fingers von Carminia II wurde aufgeschlitzt.

Blut quoll hervor. Dunkel und schwer.

Mahay zuckte zusammen. Es war anders als bei ihm!

Die Dämonen hatten gelernt. Sie steigerten die Qual Hellmarks ins Unerträgliche.

Wenn er jetzt mit dem Schwert zustieß, riskierte er, die echte Carminia Brado zu durchbohren.

*

Der Schrei dröhnte nervenzerfetzend durch den Keller.

Carminia I schrie. Die Haare standen ihr zu Berge, ihr ganzer Körper bebte.

Und wieder ging Hellmarks Rechnung auf.

Die Vortäuschung mit dem herausquellenden Blut konnte ein Dämon ermöglichen. Aber die Berührung mit dem Schwert des toten Gottes wurde ihm zum Schicksal.

Bruchteile von Sekunden nur waren vergangen, bis Björn sich dazu entschlossen hatte, auch den Finger der zweiten Carminia zu ritzen. Der Dämon setzte alles ein, in der Erwartung, daß Hellmark sich getäuscht zu einer Kurzschlußhandlung hinreißen ließe.

Der Carminia-Dämon ging ein. Auf die gleiche Weise wie der teuflische Rani Mahay.

Der Körper zerfiel in Brocken, als ob man ein mannsgroßes Puzzle auf den Boden ausgeschüttet hätte. Blaues fluoreszierendes Licht lag darüber.

Der zerstörte, reglose Körper löste sich in Nichts auf.

In die Reihen der niederen Feuergeister kam Bewegung.

Es fauchte und zischte und prasselte.

Die Wand mit den Teufelsoberkörpern wurde kleiner, als Hellmark abermals mit dem Schwert durch die Feuersbrunst fuhr.

Die Gestalten verschwanden mit Schreien und Stöhnen.

Aber ein Teil des Feuers blieb. Das löschte auch kein Schwerthieb aus.

Die Rache des Bösen folgte auf dem Fuße.

Der Teppichboden fing Feuer.

Rani Mahay reagierte sofort.

Er lief nach draußen, während Björn noch alle Hände voll mit Carminia zu tun hatte.

Die Brasilianerin taumelte. Sie wollte etwas sagen, aber die Kräfte verließen sie. Björn fing sie auf und trug sie schnell nach draußen, während der Mann aus Bhutan mit einem Feuerlöscher in den

verqualmten Kellerraum zurückkehrte.

Mahay hatte das Feuer schnell unter Kontrolle. Der Löschschaum erstickte die Flammen, ehe sie sich ausweiten konnten.

Als Björn nach wenigen Augenblicken von oben herabkam, blieb für ihn nicht mehr viel zu tun.

Mahay grinste über sein breites Gesicht. »Jetzt möchte ich bloß wissen, wer eine Schlappe erlitten hat: wir oder die andere Seite.«

Björn stieß hörbar die Luft durch die Nase. »Wenn ich das genau wüßte, wär mir wohler, Rani. Wir haben eine Schlacht gewonnen, aber noch keinen Krieg. Der geht weiter. Ich möchte sogar behaupten, diese Schlacht ist unentschieden ausgegangen.«

»Versteh ich nicht«, knurrte der Inder. »Die miesen Kerle sind weg. Einheizen konnten sie uns nicht. Dafür hat ihr Höllenfeuer nicht ausgereicht. Es ist doch alles gut gelaufen.«

Hellmark schüttelte den Kopf. »Ich sehe noch nicht klar, Rani. Erinnerst du dich an die erste Szene in der Kristallkugel, die der Auseinandersetzung zwischen den beiden Mahays voranging?«

»Hmmm.«

»Wir haben den Ausgangsort der Feuerteufel gesehen, aber wir wissen nicht, wo er sich befindet. Das ist die eine Sache. Die andere: Ich werde den Barlons einen Besuch abstatten. Madame war so unverschämt, meine Taschen zu durchsuchen. Dabei ist ihr die Dämonenmaske in die Hände gefallen. Ich bin fest davon überzeugt, daß sie ziemlich genau darüber Bescheid wußte, was für ein Feuerwerk sich hier abspielen würde, wenn die Maske erst einmal aus dem Haus gebracht worden wäre. Irgend jemand muß ihr gesagt haben, daß ich im Besitz der Maske bin und welche Bedeutung sie für mich hat. Ich hoffe dort mehr zu erfahren. Für Carminia hab ich den Arzt angerufen, er wird in ein paar Minuten hier sein. Sieh mal nach ihr! Und das Schwert hier überlaß ich dir zu treuen Händen. Ich kann schwerlich wie ein alter Recke ins 'Esplanade' gestürmt kommen und auf die Barlons losgehen. Hier, nimm!«

Er drückte dem Koloß aus Bhutan das Schwert des toten Gottes in die Hand.

Rani griff danach.

»Uuuhh«, hörte es sich an, als er nach vorn kippte. Instinktiv faßte er mit der zweiten Hand nach. Aber das Schwert war so schwer, daß er in die Knie ging. Die Schneide schlug hart auf den Boden.

Björn Hellmark schüttelte den Kopf, nahm Mahay das Schwert aus der Hand und legte es auf einen Mauervorsprung links neben sich. »Ein Mann wie ein Kleiderschrank, kann Bäume ausreißen und Raubkatzen stemmen. Aber ein Schwert halten…«

Mahay erhob sich. Er starrte auf das Schwert, das er eben zum erstenmal berührt hatte. Dieses Schwert konnte nur einer heben – weil

es nur für eine Hand bestimmt war: Björn Hellmark alias Macabros alias Kaphoon, der Namenlose, wie die Propheten ihn im »Buch des Gesetze« nannten.

Björn schlug dem Freund kurz auf die Schulter. »Mach dir nichts draus, alter Junge. Nimm's auf die leichte Schulter. Du mußt noch ein bißchen kräftiger werden. Ich werd Carminia morgen bitten, zum Frühstück ein Weizenkeim-Müsli auf den Tisch zu bringen. Das stärkt.«

Mit diesen Worten drehte er sich um und ließ den Inder einfach stehen, bevor dem eine passende Entgegnung einfallen konnte.

Björn erreichte noch nicht einmal den Empfangsraum, als es klingelte.

Er wunderte sich. Konnte das schon der Arzt sein? Das wäre nun doch ein bißchen zu schnell.

Oder kamen neue Überraschungen auf ihn zu?

Er öffnete.

Vor dem Gartenzaun stand ein Mann in einem auffallend modischen Mantel.

Es war Pierre Barlon.

*

Hellmark ging verwundert auf den unerwarteten Besucher zu.

Noch ehe er etwas sagen konnte, streckte er seine Hand aus. »Für Sie«, meinte der Franzose einsilbig. »Ich hab sie ihnen abgenommen.«

Björn glaubte seinen Augen nicht trauen zu können.

Pierre Barlon war gekommen, die Dämonsmaske zurückzubringen.

»Was ist passiert? Wie kommen Sie an diese Maske?« wollte Björn wissen.

Er bat den Besucher in seih Haus. Barlon ging mit schleppenden Schritten neben ihm her.

Hellmark hatte das Gefühl, daß dieser Mann eine schwere Stunde hinter sich hatte, daß er eine Erfahrung in seinem Leben gemacht hatte, auf die er lieber verzichtet hätte.

»Edith… Desiree… tot… ich habe sie… umgebracht.«

*

Hellmark führte Barlon in das eichenholzgetäfelte Herrenzimmer.

Hier bot er dem wie unter einem Bann stehenden Franzosen einen Whisky an. Barlon schluckte zwei doppelstöckige wie Wasser, ohne die Miene zu verziehen.

Der Deutsche hatte sich in den letzten Tagen ein ganz bestimmtes Bild von dem Franzosen gemacht.

Es war ihm so vorgekommen, als wäre Barlon nicht ganz Herr seiner Sinne gewesen, als stünde er unter fremdem Einfluß, als wisse er etwas und wisse doch nichts.

Aber jetzt wirkte er ganz anders. Noch immer benommen, wie hypnotisiert. Aber anders.

»Wie ist es passiert?« fragte Björn.

Stockend fing Barlon an. Langsam und stockend berichtete er von dem Besuch seiner Familie, über den er sich zunächst gefreut hätte. Aber so ganz glücklich konnte er nicht sein, das war ihm aufgefallen. Dann wären Edith und Desiree weggegangen und als sie wiedergekommen wären, hätten sie ihm die Maske gezeigt. Triumphierend hätten sie daraufhin berichtet, warum sie eigentlich gekommen waren und wem sie dienten. Sie waren Hexen. In der Wohnung von Madame Lucienne, die sich mit schwarzer Magie und Teufelsanbeterei befaßt hatte, wären sie zum erstenmal auf Hinweise gestoßen, was man tun könne, um Kontakt zur Geisterwelt zu erhalten.

»Sie hatten erkannt, daß es von Vorteil wäre, es auch zu versuchen… sie lasen die Schriften… sie übten sich in den Praktiken… sie verkauften ihre Seelen und ihren Geist… und sie versprachen Gehorsam, egal, was immer man auch von ihnen verlangen würde… zuerst verlangte man von ihnen, daß ich erpreßt würde, damit waren sie einverstanden… Ich glaubte, es für meine Familie zu tun und ließ mich dazu hinreißen, den Anschlag auf Sie zu unternehmen… aber es ging schief… dafür verlangten die finsteren Mächte, mit denen sie sich verbündet hatten, Genugtuung… sie forderten ein Opfer… Armand Moresh, unser Nachbar wurde auf raffinierte Weise in die Wohnung gelockt… und ermordet… Daraufhin erhielten sie eine neue Chance… die Geister verlangten die Maske… und die holten sich Edith und Desiree… ich sehe noch ihre Gesichter vor mir, als sie mir alles berichteten… sie waren so anders… so anders als sonst… ich erkannte sie nicht wieder … waren das die Menschen, die ich liebte, die ich verehrte?… ich sah sie mit einem Male mit ganz anderen Augen… Edith und Desiree… sie gehörten mir gar nicht mehr… ich war für sie ein Fremder, den sie nicht brauchten, der versagt hatte… in ihren Augen… Edith… sie liebte nur sich selbst… ihre Schönheit, ihren Körper… ebenso war es mit Desiree… Beide waren überzeugt davon, daß sie sich diese Schönheit und Jugend ewig erhalten könnten… mit Hilfe jener Mächte, denen sie sich verschrieben hatten… plötzlich sah ich klar… Haß stieg in mir auf… sie betrogen mich, sie waren nicht die Liebe, die Zuneigung wert, die ich ihnen entgegenbrachte… sie dienten den Feuergeistern… sie waren eine von vielen Arten, die angebetet und gerufen werden konnten… Edith und Desiree haben es mir erklärt… aber ich weiß das nicht mehr so genau… zu

kompliziert… die Beschwörungsformeln… ihnen kam es auf Jugend und Schönheit an… andere wollen Macht, Geld, Besitz… Edith und Desiree waren Verlorene… sie waren keine Menschen mehr… ganz plötzlich ich kann es mir jetzt nicht mehr erklären… aber ich würde es wieder tun… sah ich klar… der Haß war so groß… sie waren Geister der Hölle, Werkzeuge… aber keine denkenden, fühlenden Menschen mehr…!… dann habe ich sie getötet… einfach… getötet…«

Das Mosaik eines menschlichen Dramas lag vor Björn Hellmark. »Womit haben Sie sie umgebracht?«

»Damit.« Barlon zog die Waffe aus der Tasche. Es war eine neue Pistole. Mit Schalldämpfer. Der Geruch von Schießpulver hing noch in der Mündung. »Welche Ironie! Nach Ihrem Besuch heute war mir klar, daß es für mich eigentlich keine Alternative gäbe. Ich mußte sie töten, um frei zu sein. Ich besorgte mir die Waffe. Bei Ihrem nächsten Besuch wollte ich damit auf Sie schießen.«

Björn nickte. »Das wäre genau die Entwicklung gewesen, die sie erwartet hatten. Aber nun ist alles ganz anders gekommen.« Er rief die Polizei an. Die fand in dem angegebenen Hotelzimmer im »Esplanade« die beiden Frauen in ihrem Blute.

Eine Stunde später wurde Pierre Barlon abgeführt.

Man würde ihn des Mordes anklagen. Barlon würde behaupten, doch keine Menschen getötet zu haben. Aber das würde kein Richter verstehen. Vielleicht aber rechnete man ihm mildernde Umstände zu. Man würde möglicherweise seinen verwirrten Geisteszustand berücksichtigen.

Hellmark versprach, ihm einen guten Anwalt zu verschaffen, dem er schonungslos die ganze Wahrheit und die Konstellation der unfaßbaren Dinge darlegen wollte. Aber es war fraglich, ob man damit vor irgendeinem Gericht der Welt auch nur den geringsten Eindruck machen konnte.

Den sogenannten gesunden Menschenverstand nutzten die schrecklichen Quälgeister eines anderen, grauenhaften Reiches immer wieder aus, ihre wahren Ziele zu verbergen.

»Kräfte können überspringen und Menschen in Mitleidenschaft ziehen, die nichts damit zu tun haben«, sagte Björn leise im Selbstgespräch, während er hinter dem Fenster stand, und das abfahrende Polizeifahrzeug beobachtete. »Die Mächte des Bösen vermögen fast alles. Sie können die Körper anderer übernehmen, können sie manipulieren, sie können selbst als Menschen erscheinen und wieder untertauchen, als hätte es sie nie gegeben, und die Suche nach ihnen wird für alle Zeiten vergebens sein.«

Er mußte an Armand Moresh denken, der unschuldig gestorben war. Er mußte an den Unbekannten denken, der an Barlon herangetreten war, ein Geist in der Gestalt eines

Durchschnittsmenschen. In dieses Bild paßte auch die Person, die unten am See spazierengegangen war und ausgesehen hatte wie Pierre Barlon, den Edith und Desiree Barlon als Pierre identifiziert hatten. Aber das war nicht Barlon gewesen. Der gleiche Dämon, der den Mordauftrag überbracht hatte, unterstützte durch seine Erscheinung als Barlon auf dem Spazierpfad das Vorgehen der beiden Dienerinnen des Bösen.

Dadurch war Hellmark abgelenkt worden. Desiree Barlon hatte die Zeit gefunden, das hochwirksame Mittel dem Whisky beizumischen.

Alles war bis ins Letzte ausgeklügelt.

Und wer konnte es wissen: vielleicht war der gleiche Dämon als Carminia oder Rani Mahay erneut aktiv geworden. Dann allerdings hatte ihn sein Schicksal ereilt.

*

Björn kam es in den nächsten Tagen darauf an, Näheres über die versperrte Wohnung der Madame Lucienne zu erfahren. Da diese Wohnung niemandem gehörte, tauchte er dort als Macabros auf und inspizierte die Unterlagen, um herauszufinden, welche Art von Geister es gewesen waren, die man aus dem jenseitigen Dämonenreich gerufen hatte.

Zwei Tage später entdeckte er eine Zeitungsnotiz, die von einem Teilnehmer der Forschungsexpedition des Norwegers Nils Anderson handelte. Es hieß, daß der einzige Überlebende, ein gewisser Pril Agnov, von seltsamen Vorkommnissen auf einer kleinen unbewohnten Insel vulkanischen Ursprungs sprach. Feuerwesen seien aus der Erde gekommen und hätten die Gruppe vernichtet.

Man vermutete, daß Agnov an einem Nervenfieber litt, daß zwar etwas Furchtbares geschehen sein mußte, daß es aber wahrscheinlich nicht so war, wie er es darstellte.

Das klang so ungeheuerlich, so phantastisch, obwohl – wie der Schreiber des Kurzberichtes andeutete – die Eingeborenen von Viti Levu um gewisse winzige Vulkaninseln einen großen Bogen machen, weil es sich um Orte handeln sollte, wo der Teufel hause.

Die Parallelität der Ereignisse und die seltsame Hintergrundschilderung weckten Björn Hellmarks Mißtrauen und Interesse.

Er ersparte sich einen langen Reiseweg und Umstände durch die Behörden.

Als Macabros versetzte er seinen Doppelkörper noch am Mittag des gleichen Tages nach Suva, der Hauptstadt der großen Insel. Dort suchte er den in einem Hospital liegenden Norweger auf. Als erster Europäer sprach er zu ihm, ließ sich aus berufenem Mund nochmals

die Vorgänge erzählen.

Agnov vertraute dem Deutschen die Kamera von Birgitta Maren an.

Am gleichen Tag hielt sich der Doppelkörper Hellmarks auch auf der kleinen Insel auf, die Nils Anderson und drei weiteren Gefährten zum Schicksal geworden war. Er entdeckte das niedergebrannte Lager und stieg den Pfad hinauf, der in jene Region führte, die angeblich die Feuergeister aus der Hölle beherbergte.

Er entdeckte den tiefen Spalt. Aber darin war es ruhig. Der Spalt war kalt und verlassen.

Die Feuergeister waren verschwunden.

Macabros wußte, weshalb. Weil er hier war.

Die geheimnisvollen Höllenwesen, deren hiesige Existenz kurz danach durch eine Aufnahme der mutigen schwedischen Fotogräfin bewiesen wurden, hatten diesen Ort verlassen.

Als Hellmark sich entschied, als Macabros zu kommen, wußten sie, daß dies nur ein kleiner Schritt zu ihrer Vernichtung bedeutete.

Hellmark, wieder im Besitz der Dämonenmaske, hätte nicht gezögert, diese Maske aufzusetzen. Und der furchtbare Eindruck wäre auch durch Macabros weitervermittelt worden.

Die Geister hatten ihren Schlupfwinkel verlassen.

Ein Brückenkopf des unmenschlichen Molochos war gefallen.

Aber die Wesen, die hier gehaust hatten, existierten nun an einem anderen Ort. Viele, die bei dem gespenstischen Geschehen im Keller des Luxusbungalows am Genfer See als Hilfsgeister fungiert und auf geheimnisvolle Weise das Tor zwischen Raum und Dimension passiert hatten, waren den Hieben des Dämonenschwertes zum Opfer gefallen. Viele andere aber verbargen sich jetzt irgendwo. Und dort erstand vielleicht ein neuer Brückenkopf.

Das Heer der Geister und Dämonen war groß, geheimnisvoll, vielseitig und vielschichtig wie die Völker und Rassen der Erde.

Man wußte nie vorher, welche Wahl Molochos traf, wen er treffen wollte und welche Menschen als Handlanger fungierten, als Schachfiguren in einem satanischen Spiel, das nicht selten mit dem Tod endete.

»Ich komme wieder«, murmelte Macabros. Im Moment sah er keinen Sinn darin, sich in die Tiefe des Vulkanberges zu versetzen. Aber irgendwann wollte er das einmal tun.

*

Björn Hellmark harte an diesem denkwürdigen Tag nicht einen Fuß vor die Tür gesetzt. Als er viele tausend Meilen entfernt seinen Doppelkörper auflöste, war sein Kopf aber vollgestopft mit neuen Informationen. Und auf geheimnisvolle Weise lag die Kamera von

Birgitta Maren auf dem Tisch vor ihm. Die geistigen Kräfte, für die es keine Barrieren gab, hatten das wichtige Beweisstück in seinen Besitz gebracht.

Er lauschte. Es war fast alles ruhig im Haus. Bis auf Carminia. Sie summte ein Lied vor sich hin und war guter Dinge, und er freute sich, daß sie das schreckliche Abenteuer so gut überwunden hatte.

Eine neue Schlacht gegen Molochos und seine furchtbaren Diener war geschlagen.

Aber eine gewonnene Schlacht war kein Sieg.

Dafür wußte er noch zu wenig über die jenseitigen Welten, über die Kräfte und Fähigkeiten der anderen, die rücksichtslos mit den Menschen umgingen, die Schrecken und Angst und oft den Tod schickten.

Er arbeitete weiter daran, die zu vernichten, die das menschliche Leben bedrohten.

ENDE